# DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 34

DM 1,20

Österr. S 8; Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.50 incl. oms
Italien L 300; Spanien Pts 38
Printed in Germany

# GALEERE DES GRAUENS




**Nr. 34**

# Galeere des Grauens

Wie die gespaltene Zunge einer Riesenechse sieht Fisherman's Wharf aus, jener berühmte Fleck in San Francisco, wo die Feinschmecker hinkamen, um in den Fischrestaurants zu speisen. Es gab hier aber nicht nur die bekannten Restaurants, in denen man frische Krabben und Thunfische bekam. Wer hier promenierte, erfreute sich an dem bunten Bild der Hunderte von farbenprächtigen Fischerbooten, die hier in den rechteckigen Kaianlagen ankerten. Hier herrschte ein stetes Kommen und Gehen, und die Luft war erfüllt von fremden, aufgeregten Stimmen, vom Säuseln des Windes, dem Knattern der Segel und dem Duft der gegrillten, gebratenen und gekochten Fische. Am Kai entlang standen zahlreiche Imbißhallen, die gelieferte Fische und Krabben sofort zubereiteten.

Percy Jefferson, seines Zeichens Anwalt in San Francisco, kam gerne hierher.

Er stammte aus New York, hatte dort studiert und sich nach seiner Zulassung als Rechtsanwalt in San Francisco niedergelassen. Schon seit jeher interessierte ihn diese unamerikanischste aller Städte am meisten.

San Francisco bedeutete pulsierendes Leben, kosmopolitisches Leben. Diese Stadt war nicht so steril wie New York oder Chicago, und Jefferson gefielen die Großräumigkeit und die Geschichte der Stadt. Auch in New York gab es dieses bunte Völkergemisch und doch: hier in San Francisco waren die Menschen irgendwie anders.

Heiterer? Lebensfroher? Nahmen Sie nicht alles so ernst wie die New Yorker Geschäfteleute, die Manager und Bankiers?

Hing es damit zusammen, daß diese Stadt schon große Erdbeben erschütterten und die Menschen San Francisco trotzdem treu geblieben waren?

Er vermochte es nicht zu sagen.

Er lehnte sich auf eine Kaimauer. Nach See und Fisch roch die Luft, und der schlanke Mittvierziger atmete sie tief ein.

Er starrte auf das sich kräuselnde Wasser. Fischerboote und Jachten schaukelten in der abendlichen Dämmerung, und die Laternen am Kairand warfen ihren warmen Schein auf See und Boote.

Viele Menschen waren unterwegs und machten Spaziergänge. Jefferson sah sehr viele Familien.

Die Luft war warm und angenehm. Es wurde langsam Sommer.

Merkwürdig, wie sehr er auf diese Dinge achtete, wie intensiv er heute alles beobachtete, geradeso, als wäre es das letzte Mal…

*

Und genauso war es!

Der Tod lag in der Luft.

Percy Jefferson spürte ihn. Die anderen. Menschen nicht. Aber es war nicht deren Tod, es war sein eigener. Er war nicht krank und nicht lebensmüde, so daß er selbst möglicherweise Hand an sich gelegt hätte, um allem ein Ende zu bereiten. Er hatte das Schicksal herausgefordert und wußte, daß er diesem Schicksal nicht entging.

Es würde ihn treffen. Ob hier in San Francisco, ob in New York, Chicago oder Los Angeles. Der Ort blieb sich egal.

Der Anwalt atmete tief durch und griff nach der dezent gestreiften Krawatte, die er trug, lockerte sie und öffnete den oberen Kragenknopf, als ob ihm der Kragen plötzlich zu eng sei.

Jefferson wirkte bleicher als sonst, aber er machte einen ruhigen Eindruck.

Das Schicksal… was war das Schicksal? Eine unberechenbare Größe, etwas, dem man hilflos ausgeliefert war…? Nein, das war es nicht. Es war eine Kraft, die sich berechnen ließ, eine, die man rufen, mit der man umgehen konnte… wenn man wußte wie.

Aber es war müßig, sich jetzt noch darüber Gedanken zu machen.

Er löste sich von der flachen Mauer, die ihm bis zu den Hüften reichte und gegen die sanft und stetig das Wasser plätscherte. Nachdenklich lief er an der Mauer entlang, ließ seine Hand über die glatte, steinerne Oberfläche gleiten, und sein Blick war in eine imaginäre Ferne gerichtet.

Er wurde beobachtet. Von nichtmenschlichen Augen. Das wußte er.

Aber da war noch jemand, der ihn beobachtete und in diesen Minuten nur eine Steinwurfweite von ihm entfernt auf der anderen Seite des Kais stand, scheinbar nachlässig eine Zigarette rauchte und ein harmloser Spaziergänger war wie er.

In Wirklichkeit beobachtete ihn der schlaksige junge Mann sehr intensiv, und auch er löste sich von der Mauer, um Jefferson nicht aus den Augen zu verlieren.

Der Kai machte einen Knick nach links, wo die flachen Häuser mit den roten Dächern standen. Die Neonlichtreklamen leuchteten, und die Hotel- und Barbesitzer hier am Rande der Stadt schienen sich in Ausstattung und Form ihrer Reklame gegenseitig überbieten zu wollen.

Antonio’s leuchtete der in klaren Lettern geschriebene Name im Bauch eines grünen Glasfisches auf.

Hier war Jefferson während seiner Zeit, die er in San Francisco verbrachte, des öfteren gewesen. Anfangs immer mit seiner hübschen und reizenden Frau May.

Wenn er an sie dachte, erfüllte ihn Trauer, und ein schmerzliches Gefühl breitete sich um sein Herz herum aus.

Er hatte sich ihr gegenüber in der letzten Zeit nicht gerade

zuvorkommend erwiesen.

»Verzeih«, murmelte er unbewußt, als liefe sie neben ihm her und könne ihn hören.

Er lenkte seine Schritte zu ›Antonio's‹ und dachte daran, einen Krabben-Cocktail zu essen. Die schmeckten dort besonders gut.

Unwillkürlich beschleunigte er seinen Schritt, geradeso, als fehle ihm die Zeit.

Da schalt er sich im stillen einen Narren.

Wer sagte, daß alles so sein mußte, wie er befürchtete? Er konnte sich auch ebensogut täuschen.

Und noch mehr! All das, was er glaubte, erkannt und gemacht zu haben, konnte ein Traum sein. Vielleicht wachte er im nächsten Augenblick im Bett in seinem Haus auf und entdeckte, daß alles gar nicht stimmte?

Fast sehnte er sich danach, daß es so sein möge, und er merkte, wie wenig real seine Gedanken schon waren, wie absonderlich er sich verhielt, daß er nach solchen Möglichkeiten Ausschau hielt.

Was er erwartete, von dem er hoffte, es würde vielleicht doch nicht geschehen, passierte in einem Augenblick, als er am wenigsten daran dachte.

Er erreichte ›Antonio's‹ nicht mehr.

Ein alles verzehrender Schmerz raste durch seinen Körper. Percy Jefferson stand wie vom Blitz gerührt und brach wie gefällt zu Boden.

Ohne einen Laut von sich zu geben, schlug er der Länge nach hin.

Da begann der schlaksige junge Mann zu rennen und lief auf ihn zu, noch ehe die meisten Passanten begriffen, was eigentlich los war.

*

Mord? Selbstmord?

Diese Gedanken beschäftigten Ed Gilmore, während er sich in langen Sätzen dem Zusammengebrochenen näherte.

Niemand war bei Jefferson. Kein Schuß war gefallen…

Ein Schwäche- oder Herzanfall? Auch das war möglich.

Die Passanten, die erschrocken und neugierig stehen blieben, dachten noch etwas anderes: ein Betrunkener, der gestürzt ist.

Ehe ein Passant auf den Reglosen zulief, um zu sehen, was wirklich los war, hatte Ed Gilmore das Ziel schon erreicht.

»Was ist los mit Ihnen…?« fragte er, sich bückend und Jeffersons Schulter vorsichtig umfassend. Beinahe hätte er sich dazu hinreißen lassen, den Namen des Anwalts auszusprechen. Jefferson – wär er noch am Leben – wäre mehr als erstaunt gewesen, aus dem Mund eines ihm Fremden seinen Namen zu vernehmen. Er wußte nichts davon, daß er beschattet wurde. Und er sollte es auch nie erfahren.

Er atmete nicht mehr. Er war tot!

Langsam drehte Ed Gilmore ihn herum, und da war es ihm, als ob eine unsichtbare Hand ein Rasiermesser über seinen Schädel und seine Wirbelsäule führe. Seine Kopfhaut zog sich zusammen, und ein Eisblock statt eines Herzens schien plötzlich in seiner Brust zu pochen. Er riß seine Hand zurück, als wäre er mit der Pest in Berührung gekommen.

Ein vielstimmiger Aufschrei! Mehrere Menschen wandten erschrocken ihre Köpfe. Frauen nahmen ihre Kinder beiseite.

Percy Jefferson sah furchtbar aus.

Sein Gesicht, seine Hände – waren schwarz wie Kohle und glänzten, als wären sie lackiert. Darüber hinaus waren seine Stirn und seine Wangen und die Oberlippe aufgeplatzt. Aber kein Blutstropfen quoll aus den Wunden hervor, die an tiefe Kerben erinnerten und von einem schartigen Messer ihm zugefügt schienen. Die Risse und Kerben in seinem Gesicht schimmerten weißrot.

Jeffersons Augen waren weit aufgerissen, und das Weiß seiner Augäpfel leuchtete aus dem pechschwarzen, lackierten Gesicht.

Der Anwalt, erst eben auf rätselhafte Weise gestorben, war eiskalt und steif wie ein Brett.

*

Einige Menschen wichen zurück. Andere kamen näher, scheu, ängstlich aber neugierig.

Im Nu bildete sich eine dichte Menschentraube um den Toten.

»Einen Arzt, schnell… jemand soll einen Arzt rufen… die Polizei.« Ed Gilmore konnte sich nicht daran erinnern, jemals so kopflos gewesen zu sein und ebensowenig daran, daß seine Stimme mal so belegt geklungen hatte wie in diesem Moment. Er hatte schon viele Tote gesehen – aber noch nie einen, der Jefferson glich.

Ein Passant lief davon, in ›Antonio's‹, um zu telefonieren.

Gilmore hatte Mühe, die Neugierigen fernzuhalten, die den ersten Schock überwunden hatten.

»Das ist doch kein Mensch«, murmelte jemand.

Eine andere Stimme wurde laut. »Ich habe diesen Mann doch eben noch Spazierengehen seh'n. Er sah ganz normal aus.«

»Was kann das nur sein? Die Pest?«

Der Name verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Keiner dieser Menschen, die Jeffersons Anblick ertragen mußten oder wollten, hatte jemals einen Pestkranken gesehen. Die tollsten Vermutungen wurden sofort laut, und Ed Gilmore mußte feststellen, daß der Kreis der Neugierigen sich auflöste und sich kleine diskutierende Gruppen weiter abseits bildeten.

Die Polizei kam schnell. Fast zur gleichen Zeit tauchte auch ein Krankenfahrzeug in Fisherman's Wharf auf.

Captain Santville, ein etwas korpulenter Mann mit ausgeprägter Stirnglatze, wurde von zwei Uniformierten und zwei Männern in Zivil begleitet. Die Cops machten sich sofort daran, die Neugierigen noch weiter zurückzudrängen.

Der fünfzigjährige Santville hatte ein rundes Gesicht, in dem zwei dunkle Augen listig funkelten. Diese Augen befanden sich in ständiger Bewegung, und nichts schien ihnen zu entgehen.

Das Verhalten der Menschen… der Ausdruck in ihren Gesichtern… der Tote… und der hagere, schlaksige Mann in dem hellen Leinenanzug…

»Ed Gilmore!« Santville schüttelte den Kopf. »Sie hätte ich am wendigsten, hier erwartet. Aber man ist ja nie vor Überraschungen sicher. Sie haben ihm gefunden?«

»Gefunden ist zuviel gesagt. Ich habe gesehen, wie er stürzte. Da bin ich hergerannt.«

»Sie – kennen ihn nicht zufällig?« Bin kurzes Leuchten erfolgte in Santvilles Augen.

»Natürlich nicht.«

»Natürlich nicht. Ich habe es mir beinahe gedacht. Sie sind – rein zufällig hier, Gilmore, wenn ich das richtig verstanden habe.«

»Genau, Captain.«

Santville nickte und ging um den Toten herum.

»Nicht anfassen«, sagte er knapp, als ein Begleiter sich bückte, um Jeffersons Jackettasche nach Ausweispapieren zu untersuchen. »Haben Sie ihn angefaßt, Gilmore?« fragte der Captain im gleichen Atemzug.

»Ja. Mir blieb nichts anderes übrig.«

»Wieso blieb Ihnen nichts anderes übrig?«

»Er lag mit dem Gesicht zur Erde. Ich habe ihn herumgedreht, um zu sehen, ob er tot war.«

»Hm…« Dyan Santville musterte den jungen Mann. »Hoffentlich haben Sie sich nichts geholt. Seien Sie vorsichtig, Gilmore! Es wäre schade, wenn wir Sie auch verlieren würden…«

»Dann hätten Sie 'ne Sorge los, Captain«, konnte Ed Gilmore sich die Bemerkung nicht verkneifen. Als Santville den Posten des Captains der Mordkommission hier in der Stadt übernahm, begannen schlechte Zeiten für die Privatdetektive. Santville war überzeugt davon, daß die Polizei in San Francisco – zumindest was seine Arbeit anbelangte – nicht auf die Hilfe der privaten Detekteien angewiesen war. Die sollten sich auf ihre Beschattungen, Kaufhausdiebstähle und Ehescheidungssachen beschränken. Wenn es aber um Mord ging, dann reagierte er empfindlich. Das gehörte in die Hände der Polizei, und er mochte nicht, daß einige Detektive auf eigene Faust auf

Verbrecherjagd gingen. Sobald einer – gegen seinen Willen – da hineingezogen wurde, wollte er informiert sein.

Im Lauf der drei Jahre, die er nun als Captain der Mordkommission fungierte, hatte sich das Verhältnis der Privatdetektive zu ihm merklich gebessert. Santville nahm es nicht mehr ganz so streng, und er hatte erkannt, daß er durch diese Leute manchen wertvollen Hinweis erhielt. Er drückte ein Auge zu, wenn ein Privater in einen Mordfall geriet, über den er unter Umständen früher hätte berichten können. Santville war nicht mehr ganz der wilde Mann wie zu Anfang.

»Wie fühlen Sie sich, Gilmore?« fragte der Captain unvermittelt.

»Danke, Captain. Ausgezeichnet!«

»Sie fühlen sich so wie immer?«

»Ja.«

»An Ihrer Haut…«

»Hat sich nichts verändert.« Ed streckte ihm die Hände entgegen. Kräftige, breite Hände, sonnengebräunt.

»Es ist nicht die Pest…«

»Was ist es dann?« Santville blickte ihn fragend an.

Gilmore zuckte die Achseln. »Da müssen Sie den Doc fragen, Captain. Der wird Ihnen ihre Frage vielleicht beantworten können.«

Der Arzt konnte es auch nicht. Er war entsetzt und schockiert, als er den Toten untersuchte, und er berührte ihn nicht, ohne zuvor hauchdünne Plastikhandschuhe überzustreifen.

»Ein vollkommen fremdes Krankheitsbild«, sagte er ernst. »Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

»Die Pest ist es nicht?«

»Auf keinen Fall!«

»Schlimmer?«

Achselzucken.

»Ob schlimmer oder nicht – das kann ich noch nicht sagen. Da müssen Fachleute ran… Vorsicht ist zunächst geboten, solange wir nichts Näheres wissen, um eine Wiederholung zu vermeiden. Ich werde alles in die Wege leiten…«

Santville nickte dem Doktor zu. »Da Sie gerade so hübsche Handschuhe anhaben, hätte ich eine Bitte an Sie. Greifen Sie doch mal in die Tasche seines Jacketts…! Vielleicht finden Sie eine Brieftasche oder so etwas Ähnliches. Wenn wir wissen, wer er ist, hilft uns das auch schon weiter.«

Jefferson trug eine Brieftasche mit Ausweispapieren, Bargeld, dem Brief eines Freundes und eine Kreditkarte von American Express bei sich.

Über Funk war inzwischen eine Spezialmannschaft angefordert worden, die sich des Toten annahm.

Die zwei Männer, die den auf rätselhafte Weise gestorbenen

Anwalt abholten, trugen Anzüge wie Astronauten. Die gleichen Anzüge fanden Verwendung, wenn man Pockenkranke in ihre Quarantänestation transportierte.

Santville ging wie mit Samthandschuhen an die Sache heran.

»Gilmore«, sagte er plötzlich, als ihm etwas einfiel. Er blickte sich in der Runde um, und eine steile Falte stand zwischen seinen Augen. »Zum Donnerwetter – wo ist denn der Bursche jetzt schon wieder? Kaum läßt man ihn aus den Augen, macht er schon wieder auf eigene Rechnung.«

Er zuckte zusammen, als er den Privatdetektiv in diesem Moment aus der Tür zu ›Antonio's‹ kommen sah.

»Das gibt's doch nicht!« entfuhr es dem Captain. »Ich glaube, ich träum'!« Er gab sich einen Ruck und lief zum Eingang des Fischrestaurants. Auch dort standen noch immer die Menschen in Gruppen beisammen. Der Vorfall hatte beträchtlichen Staub aufgewirbelt. Die meisten Spaziergänger und Gäste in diesem Bezirk der Fisherman's Wharf hatten die unheimliche äußere Veränderung des Toten mitbekommen.

»Ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, in meiner Nähe zu bleiben«, zischte Santville. Er war ernstlich böse. »Sie wissen, daß ich allergrößte Befürchtungen habe. Wenn die Geschichte übertragbar ist, dann kann es hier zu einer Kettenreaktion kommen, die ich mir gar nicht vorzustellen wage.«

»Meine Meinung, Captain, ist die, daß Sie alles zu schwarz sehen…«

»Ich sehe Sie schon schwarz, Gilmore. Schwarz wie die Nacht und lackiert glänzend – wie dieser Percy Jefferson.«

»Was Jefferson auch immer gehabt haben mag, es ist bestimmt nicht ansteckend.«

»Ah – und woher wissen Sie das?«

»Er wird ja wohl während der letzten Tage und auch heute mit Leuten in Berührung gekommen sein. Es wäre sicher in der Zwischenzeit etwas bekanntgeworden, wenn…«

Santville wußte, was Gilmore sagen wollte und winkte ab. Er fiel ihm ins Wort: »Wenn Jefferson der erste Fall ist, dann wissen wir gar nichts. Warum sind Sie trotz meines ausdrücklichen Wunsches weggegangen, Gilmore?«

»Ich mußte mal, Captain. Außerdem habe ich mir gründlich die Hände gewaschen. Man weiß ja nie… Ich habe niemand unterwegs angetastet.«

Es stimmte alles. Bis auf den ersten Satz.

Er war in Wirklichkeit in ›Antonio's‹ gewesen, um zu telefonieren. Seiner nicht schlecht zahlenden Auftraggeberin war er verpflichtet, jede Änderung der Dinge sofort mitzuteilen. Er wollte dies tun, ehe die

Polizei sich mit ihr in Verbindung setzte. Schließlich hatte er genau beobachtet, wie alles passiert war.

Eine erstaunliche Feststellung hatte er dabei gemacht. Mrs. Jefferson schien eine ähnliche Mitteilung förmlich erwartet zu haben.

Ihre einzige Reaktion: »Nun also doch…«

Sie wußte demnach mehr, als sie ihm trotz aller scheinbaren Offenheit anvertraut hatte. Und das interessierte ihn mit einem Mal doch sehr. Auch ohne Honorar.

*

Björn und Rani Mahay verhielten in der Bewegung.

Die beiden Freunde standen am Ende einer ausgedehnten, trostlosen Moorlandschaft, die in der dämmrigen, Ferne mit dem bleiernen, sonnenlosen Himmel zu verschmelzen schien.

Direkt vor ihnen aber ragte ein kolossales Bauwerk in die Höhe, das aus mächtigen schwarzen Steinquadern errichtet war.

Es war die ›Burg‹, wie die Freunde sie für sich genannt hatten. Sie wußten nichts über dieses teilweise zur Ruine gewordene Gemäuer, Sie wußten überhaupt sehr wenig über die Welt, in der sie sich befanden.

Durch einen Zauberspiegel hatte Hellmark Tony Stukman, den karrierelüsternen englischen Rennfahrer verfolgt, der mit finsteren Mächten paktierte, um zu Geld, Erfolg und Macht zu kommen. Stukman war bei seinen dämonischen Freunden in Ungnade gefallen, weil er das vorgesehene Opfer, eine attraktive junge Frau, die Stukman ihre Liebe geschenkt hatte, leichtfertig aufs Spiel setzte. Diese Frau war Lorette Massieu, geboren auf Noumea, Tochter einer rassigen Eingeborenen und eines französischen Exportkaufmannes.

Nach einiger Zeit des Zusammenlebens mußte diese Lorette Massieu feststellen, daß Tony Stukman nicht der Mann war, den sie liebte, daß er sie schlug und zur Abschreckung ins Pandämonium brachte, um ihre Angst zu steigern und ihre Qualen zu vergrößern.

Lorette Massieu hatte schon Anzeichen nervlicher Erschöpfung und geistig-seelischer Störungen gezeigt, so daß sie oft nicht mehr wußte, ob sie wachte oder träumte.

Ihr letzter Aufenthalt im Pandämonium hatte sie mit der entführten Carminia Brado zusammengeführt. Die hübsche Brasilianerin, wegen der Hellmark hier war, wurde von einem schwarzen Priester entführt, kurz nachdem sie einen schrecklichen Bann hatte abstreifen können.

Den gleichen Weg, den Carminia Brado und Lorette Massieu gegangen waren, hatte Hellmark absolviert. Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, hatte es sich nicht nehmen lassen, seinem Freund zu

folgen. Dabei war es zu einem Zwischenfall gekommen, der die Schuld daran trug, daß sie hier nun festsaßen. Die Mächte, die Stukman bis vor kurzem unterstützten, vernichteten den Spiegel und zerstörten damit die Möglichkeit, zurückzukehren.

Seit zwei Tagen waren Björn und sein Freund unterwegs. Bis zur Stunde hatten sie keine Spur von Carminia oder Lorette Massieu gefunden – und sie stießen auch auf keine Spur, die auf Tony Stukman hinwies. Der Rennfahrer war in seiner Verzweiflung, das Vertrauen seiner Paktpartner wiederzugewinnen, hier eingedrungen und suchte ebenfalls Lorette Massieu.

Wo Stukman sich in diesen Minuten aufhielt, wußten sie ebenfalls nicht. Nach ihrem Zusammenstoß – unmittelbar nach dem Passieren des Dimensionstores – war Stukman verschwunden.

Hatte er ebenfalls die ›Burg‹ gefunden und lenkte er seine Schritte in eine ganz andere Richtung dieser unfaßbaren Welt, die von Dämonen und Geistern beherrscht wurde? Hierher kamen die furchteinflößenden Lebewesen, um ihre Versammlungen abzuhalten. Diese war der legendäre Ort der Geister.

Doch Björn und Rani hatten bisher wenig von der Anwesenheit der Schrecklichen zu spüren bekommen. Es schien, als hätte sich vorübergehend eine Wandlung vollzogen, die auch schon Stukman spürte.

Die Geister waren verwirrt. Lorette Massieu konnte einen Bezirk erreichen, den sie nie zuvor aufgesucht hatte.

Etwas war anders als sonst.

Schuld daran war, daß ein anderer Mensch ins Pandämonium eingedrungen war und das Licht gebracht hatte. Ein geheimnisvoller Kristall, in dem sich das Sonnenlicht mit dem Laserlicht verband, war durch Menschenhand hierher gebracht worden und hatte für kurze Zeit die Finsternis und die Atmosphäre verändert. Es hatte sich gezeigt, daß diese Welt offenbar nicht immer so gewesen, daß sie nicht immer der Tummelplatz der Geister war.

Dieser Eindringling hieß Graf Armand Leucate, jener rätselhafte Mann, dessen Name durch die Geschichte spukte. Man erzählte sich von dem Grafen, daß er das Geheimnis des ewigen Lebens gefunden hatte. Er tauchte am Hof Ludwigs des Vierzehnten ebenso auf wie zwei Jahrhunderte zuvor in England und Schottland, wo er in verschiedenen Burgen und Schlössern zu Gast war und man schon damals von einem ›Hochwohlgeborenen, der kenne das Geheymnis des Ewigen Lebens, sey weit-gereyst und vermöge kraft seines Wissens Blei in Golde zu verwandeln‹ sprach. Es handele sich um einen Franzosen, der mehr wisse über die fernen Länder als weitgereiste portugiesische und spanische Seeleute.

Von diesem Mann allerdings wußten weder Björn Hellmark noch

Rand Mahay etwas.

Sie wußten auch nichts davon, daß er sich hier aufgehalten hatte, und es war ihnen ebenso unbekannt, daß Carminia Brado und Lorette Massieu diesem Mann begegneten, daß sie mit dessen Hilfe die Barriere aus Baum und Zeit niedergerissen hatten und in die Welt, aus der sie kamen, zurückgekehrt waren.

Hellmark vermutete seine geliebte Carminia noch immer hier in diesem düsteren Reich, und er wollte alles daransetzen, ihr Schicksal aufzuklären.

Seine Blicke schweiften über die schwarzen, festgefügten Quader.

Die ›Burg‹ hatte sieben Türme. Sie standen hinter hochaufragenden Zinnen. Von hier unten konnten die Freunde nicht erkennen, ob massige Mauern eine Verbindung zu den eckigen Turmkolossen schufen oder ob sie einzeln, wie riesige, abgebrochene Bleistifte im Burghof standen.

Das Gemäuer und auch die Türme waren teilweise Ruine, teilweise erstaunlich gut erhalten.

Das Tor, ein riesiges Portal aus grau-schwarzem Metall, widerstand den Versuchen der Freunde, es zu öffnen.

»Von innen muß ein gewaltiger Riegel vorgeschoben sein«, murmelte Rani.

Der Inder ging einige Schritte zur Seite, während Björn Hellmark das Tor abtastete und die mächtigen Fabelwesen und Phantasiegestalten mit dem Finger nachzeichnete, die das Prunkportal bedeckten.

Er hoffte dabei auf einen verborgenen Mechanismus zu stoßen oder ein Signal auszulösen, das irgend etwas oder irgend jemand auf den Plan rief. Das Gefühl, daß hier jemand oder etwas lebte, ließ ihn nicht los.

Wozu sonst sollte eine Burg von diesen Ausmaßen dienen? Es war schon seltsam genug, sie hier mitten im Pandämonium zu finden.

Die Ausläufer des unwirtlichen Sumpfgebietes berührten fast die Grundfeste der Burg, und nur ein schmaler Pfad, auf dem sie gekommen, und ein schmaler Streifen festen Landes, der rund um das Gemäuer führte, schufen überhaupt die Möglichkeit, trockenen Fußes an die Burg heranzukommen.

Björn blickte nach oben, und Mahay, der fünf Schritte weiter links stand, entging der Blick des Freundes nicht.

»Ein bißchen hoch, um darüber zu klettern«, meinte er. »Wir sollten uns mal die anderen Seiten des Gemäuers ansehen. Jedes Ding hat zwei oder auch mehr Seiten. Vielleicht gibt’s noch ein paar schönere, die wir unbedingt kennenlernen sollten.«

Die Tatsache, daß diese Burg überhaupt existierte, erfüllte Hellmark mit großer Nachdenklichkeit, während er gemeinsam mit

Rani an dem scheinbar endlosen schwarzen Gemäuer entlang ging.

Er spielte mehr aus einmal mit dem Gedanken, die Mauern hochzuklettern, aber die waren glatt, die Fugen eben mit der Oberfläche der gewaltigen Steine, so daß er nirgends einen Fuß aufsetzen konnte.

Hellmark schätzte die Mauerhöhe auf vierzig Meter. Wenn man nach oben auf die Zinnen blickte, konnte einem schwindelig werden.

Nach zehn Minuten entdeckten die Freunde, daß das Gemäuer sich auf der Seite tatsächlich anders bot und daß es auch kleinere massive Holztore gab.

Eines lag etwas zurückversetzt in einer gewaltigen steinernen Nische.

Aber das war noch nicht alles.

Dort stand auch jemand…

*

Der Inder verharrte im Schritt und starrte auf die Gestalt, die nicht größer war als sie.

»Ein Mensch!« entfuhr es Mahay, als wäre das etwas Besonderes. Und es war etwas Besonderes, wenn man bedachte, wo sie sich befanden. Hier auf dieser Seite der Welt auf einen Menschen zu stoßen, war vergleichbar mit dem obligaten Versuch, eine Stecknadel im Heuhaufen zu finden.

Die Gestalt rührte sich nicht. Da gingen sie darauf zu.

Der ganz in Leder und Eisen Gekleidete schien ein Wachtposten zu sein, denn er trug eine lange Lanze mit einem breiten, beilähnlichen Aufsatz. Ein Hieb mit dieser Waffe würde einen Körper in zwei Teile trennen.

Rani Mahay und Björn Hellmark waren auf der Hut. Aber ihre Vorsicht war unbegründet.

Björn erkannte es: »Da ist niemand mehr drin. Da steht nur noch die Hülle, eine Art Rüstung, Rani.«

Björn klappte das mit Metall besetzte Visier in die Höhe. Die Ledergelenke knirschten leise.

»Der Bursche muß mal geölt werden«, knurrte Rani. »Warum steht der wohl da?«

»Keine Ahnung.«

Feiner Staub bedeckte die Rüstung. Mahay warf einen Blick in das offene Visier. »Ob's hier Ratten gibt?« fragte er unvermittelt, und Björn begriff im ersten Moment nicht, was der Freund mit dieser Frage bezweckte.

»Wie kommst du darauf?«

»Er muß sich so erschrocken haben, daß er wie der Blitz aus seiner

Rüstung gefahren ist. Ich kann keine Spur von ihm entdecken. – Vielleicht hat er sich auch seitlich in die Büsche geschlagen«, fuhr er fort.

Außer ein paar mickrigen Sträuchern, an denen graue und schwarze Dornenkugeln hingen, gab es nichts, was man als Pflanze hätte bezeichnen können. Außer der Burg und dem Sumpf, in dem heiße Blasen ewig ›blupp‹ sagten, gab es hier nichts. Auch keinen Wächter.

»Die Rüstung hat nämlich keine Vorrichtung, zum Pipi machen«, meldete Mahay, der den Fund äußerst interessiert und genau untersuchte. Er nahm die mächtige Lanze aus dem Griff des Lederhandschuhs und hielt sie abwägend in seiner Hand.

»Der Bursche muß eine ganz schöne Kraft gehabt haben«, sagte er anerkennend.

Hellmark hatte in der Zwischenzeit die massive Holztür näher betrachtet und festgestellt, daß von hier außen ein Riegel vorgeschoben war. Er legte ihn zur Seite und mußte zu seiner Überraschung feststellen, daß das massive Tor sich nach außen ziehen ließ.

Der Blick in den Innenhof der ›Burg‹ wurde frei.

Nur wenige Schritte von ihnen entfernt erhob sich einer der eckigen Türme. Und jetzt sahen Björn und Rani auch, daß diese Türme durch hohe, steinerne Brücken miteinander verbunden waren.

Nur in der Mitte des Hofes, wo der siebte Turm stand, der noch am besten erhalten war, führte keine Brücke hin. Der Turm stand wie vergessen und überflüssig dort.

Die Ruhe und die Größe und Tiefe des dunklen Innenhofes berührten sie eigenartig.

Sie ließen ihre Blicke schweifen, und der Inder umspannte unwillkürlich den Schaft der Lanze, als erfordere die Situation seine Kampfbereitschaft.

»Hallllooo?« rief Björn Hellmark, indem er die Hände trichterförmig an den Mund legte. Sein Ruf hallte durch den weiten Innenhof, wurde mehrfach als Echo zurückgeworfen und verebbte schließlich.

Wieder Totenstille…

Niemand antwortete.

»Sieht so verlassen aus«, knurrte Mahay. »Und doch kriegt man das Gefühl nicht los, daß hier irgend etwas ist, was einem beobachtet…«

Hellmark bestätigte die Worte des Inders mit einem leichten Nicken.

»Die ganze Situation ist verdammt merkwürdig, Rani. Das Tor, durch das wir gekommen sind, ließ sich seltsamerweise von außen öffnen. Von außen lag ein Riegel vor, aber hier drin…« Mit diesen Worten drückte er die Holztür ein wendig nach vorn, und sie sahen

beide, daß es von innen keinen Riegel gab. Das Tor konnte nur von außen gesichert werden. Und der Wächter, der offenbar dazu abgestellt war, diesen Eingang zu bewachen, war verschwunden.

Im Schloßhof, hauptsächlich an den Türmen, entdeckten sie schwere Schäden, die darauf hinwiesen, daß es hier zu Kampfhandlungen gekommen war.

Treppen waren zerstört, rostige Kanonenkugeln lagen auf einem Berg übereinander getürmt, große Löcher in den Türmen wiesen darauf hin, daß hier fremde Kugeln eingeschlagen waren. Die Brückenpfeiler waren angeknackst, leere runde Fensterlöcher, hinter denen sich eine undurchdringliche Düsternis ausbreitete, starrten sie an.

Zwei Turmspitzen fehlten, und der Mauerschutt im Hof wies darauf hin, daß doch irgendwann jemand versucht hatte den Schutt abzutragen Teile des Hofes waren sehr sauber und wirkten aufgeräumt.

Sie konnten beide mit der Situation nichts anfangen.

»Hier ist sie im Leben nicht gewesen«, murrte Mahay, auf Carminia anspielend.

»Das weiß man nicht.« Björn brachte es nicht fertig, dieser Burg einfach den Rücken zu kehren und den Marsch fortzusetzen. Sie waren sowieso auf viel Glück angewiesen, nachdem es keinerlei Hinweise über Carminias Verbleib gab.

Sein Forschungsdrang, gepaart mit einer gesunden Portion Neugier, war geweckt.

Was für eine Rolle spielte dieses scheinbar uralte Burggemäuer? Gab es andere, vielversprechendere Zeugnisse? Gab es vielleicht doch ein Versteck, das Carminia in ihrer Verzweiflung aufgesucht hatte, das vielleicht auch Lorette Massieu als Unterschlupf diente.

Von Stukmans Spiegel aus war der direkte Weg in den Sumpf geführt worden. Wenn die Geister des Pandämoniums sich den Frauen gegenüber ebenso abwartend und beobachtend verhalten hatten wie ihnen gegenüber, dann hatten sie einfach hierherkommen müssen.

Waren sie auf den Wächter gestoßen wie sie jetzt und hatten entdeckt, daß sie das Tor öffnen konnten und…

Da merkte Hellmark, daß etwas mit seinen Überlegungen nicht stimmte.

Der Riegel hatte davor gelegen! Wenn Carminia oder Lorette oder beide zusammen hier Unterschlupf gesucht hatten, wäre es ihnen unmöglich gewesen, die Tür wieder von außen zu sichern!

Dieser Gedanke hätte ihm normalerweise gereicht, sich abzuwenden und die Suche fortzusetzen.

Aber er tat es nicht.

Logik… was bedeutete schon Logik in einem Reich, das nicht

menschlichen und physikalischen Gesetzen unterstand? Zu oft hatte er erlebt, daß er von den Geistermächten an der Nase herumgeführt worden war. Wie oft hatte er Dinge gesehen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden waren, wie oft erkennen müssen, daß die Welt hinter den Spiegeln anders aussah.

Sein Entschluß stand fest. »Ich sehe mich mal um…«

»Was heißt hier: ich? Wir – wolltest du sagen.«

»Nein, Rani. Du bleibst hier!«

»Aber…«

»Ich denke, es ist besser so. Achte auf das Tor! Hier kannst du sowohl den Hof überblicken als auch das Gelände außerhalb. Und wenn irgend etwas sein sollte…«

»Dann nehm' ich diesen Prügel hier und schlag' zu«, mit diesen Worten ließ der muskulöse Inder die Lanze durch die Luft zischen. Das große Beil sauste auf die Rüstung zu, spaltete sie knirschend vom Kopf bis zur Sohle durch, so daß die massive, mit Eisen beschlagene Lederhülle auseinanderklappte.

*

Er sah ihm nach, wie er in den finsteren Hof ging. Obwohl keine Sonne schien – hier herrschte stets ein schummeriges Zwielicht, Sonne kannte diese Welt nicht – warfen die Türme harte, riesige Schatten.

Björn ging unter der riesigen Bogenbrücke, die sich über ihm spannte, hindurch.

Mahay stand an der weit geöffneten Tür, genau zwischen Innenhof und Außenwelt, und die Sinne des Inders waren aufs äußerste gespannt. Er stützte sich auf die lange Lanze. Er traute dem Frieden nicht, der sich ihnen bot.

Hellmark verschwand hinter dem ersten Turm.

Rani sah den Freund nicht mehr.

Minuten vergingen.

Da tauchte der Deutsche wieder auf. »Man kommt nicht rein«, rief Björn über den Hof. »Der Eingang ist verschüttet.«

Seine Schritte hallten über das grobe Pflaster. Jetzt steuerte er direkt auf den mittleren, den am besten erhaltenen Turm zu. Das Portal ließ sich öffnen. Einzelheiten bekam der Inder nicht mit, weil sich alles in der Dämmerung abspielte.

»Alles in Ordnung, Björn?« wollte er wissen.

»Ja…«

Hellmark überschritt die Schwelle in das Innere des Turms. Dumpfe, muffige Luft schlug ihm entgegen. Hier drin war es noch finsterer als draußen. Er ging zwei Schritte vor, um seine Augen an die neue Umgebung zu gewöhnen. Er hatte weder Streichhölzer noch ein

Feuerzeug, noch eine Taschenlampe bei sich. Die Umrisse der Mauern, Treppenaufgang, der endlos langen Korridore konnte er nur ahnen.

Da zuckte er zusammen.

Ein fernes, schwaches Leuchten? Direkt vor ihm!

Er ging darauf zu.

Riesige, geschliffene Platten lagen unter seinen Füßen. Der Boden war glatt wie Glas. Mächtige Säulen, gegen die er sich klein und verloren vorkam, ragten vor ihm empor. Das Ganze machte auf ihn den Eindruck einer Tempelhalle. Irgendwo oben in der brodelnden Finsternis schienen die Säulen durch überbrückende Torbogen wieder vereint zu werden, so daß sich ein tiefschwarzer Himmel über ihm spannte, der zwar sehr weit entfernt schien, ihn aber dennoch bedrückte.

Er wagte hier in dieser Titanenhalle, in der die Säulen dicht an dicht standen wie in einem riesigen Wald, kaum zu atmen.

Von den schwachen Leuchten fühlte er sich magisch angezogen.

Der Schein drang aus den Bodenplatten. Je tiefer er in die Säulenhalle eindrang, desto heller wurde das Licht.

Dann war die Säulenreihe plötzlich zu Ende – und er stand vor fluoreszierendem Boden, der in unzählige Karos aufgeteilt war. Aus den Karos kam das Licht, und auf den Karos standen sie…

Gestalten!

Sie waren alle etwa gleich groß, Einsachtzig, schätzte er. Er konnte sie nicht zählen, es waren zuviel.

Sie standen sich in Gruppen und einzeln gegenüber. – Wie auf einem riesigen, von hier unten aus unüberschaubaren Spielfeld.

Er hob unwillkürlich den Blick, und im schwachen Leuchten des Bodens erblickte er zu beiden Seiten der Halle einen erhöht stehenden Thron, vor dem zwei abgeschnittene Säulen standen, die als Tische dienten. Auf diesen Tischen stand etwas.

Kleine Figuren?

Er konnte es nicht genau sehen und nur vermuten.

Bevor er jedoch den Schritt zum oberen Ende der Halle lenkte, betrat er den leuchtenden Boden und näherte sich den schwarzen Gestalten. Es waren Männer und Frauen. Sie waren alle verschiedenartig gekleidet. Einige trugen Waffen, einige waren beritten. Die Frauen hielten lange Stangen in der Hand, auf denen schrecklich anzusehende Masken oder mehrfach durchbrochene Kugeln saßen.

Versteinerte Menschen? Wachsfiguren, die nachgeformt worden waren? Befand er sich in einer Art Wachsfigurenkabinett, wie das der Madame Tussaud in London?

Er wußte es nicht.

Scheu und aufmerksam betrachtete er die einzelnen Gestalten. Er

blieb vor einer mannsgroßen Figur stehen, die auf einem zweirädrigen Wagen saß, zwei ausgewachsene Pferde lenkte und in der Linken eine sichelförmige Waffe schwang. Er sah einen alten Mann, der den Kopf gebeugt hielt, in einem durchlöcherten Boot sitzen. Schräg hinter ihm – drei Karos entfernt, wobei jedes Karo einen Durchmesser von etwa zehn Quadratmetern hatte – hockte auf einem Fels eine Gestalt in langem, wallendem Gewand und hielt die Hände beschwörend ausgestreckt. Auf dem Karo genau gegenüber zeigte sich ein schwarzer Dämon mit einem Fischgericht, den man in Ketten geschlagen hatte. Björn merkte nicht, wie die Zeit verging. Es gab soviel hier zu sehen, und er machte sich Gedanken über das, was er erblickte.

Was für eine Bedeutung hatte der Aufbau dieser Gestalten?

Waren es – einfach nur Spielfiguren? War dies nicht anders als eine ins Überdimensionale vergrößerte Spielhalle, in der – Riesen sich bewegt hatten?

Er wandte den Kopf, blickte in die entgegengesetzte Richtung, und im Leuchten des Feldes sah er die dunkelroten Gestalten auf der anderen Seite des Karo-Feldes.

Sofort erkannte er, daß die Figuren dort gänzlich anders gestaltet waren.

Dort überwog die Zahl der Schauergestalten, die dämonenfratzige Ungetüme darstellten, die Zahl der Ungeheuer auf der Spielhälfte, welche von den schwarzen Figuren noch beherrscht wurde.

Dort drüben standen sich schwarzgekleidete Ritter mit roten gegenüber. Eine schlanke Frau, deren Beine nackt waren und die auf einem sich aufbäumenden Pferd saß, führte eine lange Gerte in der Rechten, die eher an ein ungewöhnliches Schwert erinnerte.

Am größten und auffälligsten aber war eine Galeere, die sich von der Seite her auf das Spielfeld schob und mindestens zwanzig Karos einnahm.

Ein Schiff in Originalgröße, und die Gestalten darauf, die nichts Menschliches an sich hatten, ebenfalls. Unmittelbar hinter der riesigen, furchteinflößenden Galionsfigur stand ein rot gefärbtes Skelett, bis an die Zähne bewaffnet, und es trug eine Admiralsuniform. Neben ihm ein tigergesichtiges Wesen mit zottigem Fell und tiefliegenden, großen Augen. Dahinter zeichneten sich schemenhaft die Umrisse weiterer unheimlicher Wesen ab, die das Deck der Galeere bevölkerten.

Die Ruderblätter der Galeere erinnerten an lederartige Schwingen, die halb geöffnet waren.

Was wurde hier dargestellt – und warum wurde es dargestellt?

Je länger Björn Hellmark in der riesigen Halle sich aufhielt, desto mehr Fragen beschäftigten ihm.

Nur eines schien ihm klar zu sein: dies war ein Spielfeld

ungeheuren Ausmaßes, und die Spieler, die die mannsgroßen Figuren bedient hatten, mußten hundertmal größer sein. So würden die Proportionen wieder stimmen.

Das Spiel der Riesen schien mitten drin abgebrochen zu sein. Hier waren die Fronten nicht geklärt. Die Figuren standen sich teilweise gegenüber – teilweise waren sowohl rote als auch schwarze Gestalten in die gegnerischen Reihen eingebrochen. Keine Figur ähnelte der anderen, jede schien sowohl bei den Schwarzen als auch bei den Roten eine andere Bedeutung zu haben.

Mit keinem der herkömmlichen Spiele, wie er sie kannte, ließ sich das, was er hier begutachtete und von dem er sich in Bann ziehen ließ, vergleichen.

Er kam sich richtig verloren zwischen all den fremden Gestalten vor. Helden und Dämonen, Krieger, schöne Frauen, Ritter, Magier und Zauberer, Nymphen und kostbar gekleidete Herren sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite.

Björn bewegte sich zwischen ihnen und konnte ihnen in die starren, leblosen Augen sehen. Wären diese Gestalten fleischfarben gewesen, hätte man sie farbig gekleidet, er hätte gedacht, sie würden nur den Atem anhalten, so überzeugend waren sie gestaltet.

Er stand vor einer schwarzen Figur, die halb Mensch, halb Dämon war. Die eine Seite des Körpers war mit einem lang herabfallenden Gewand bedeckt, die andere mit großen, abstehenden Schuppen.

Da streckte Björn seine Hand aus, um zu sehen, wie die Figur, die ihn um Haupteslänge überragte und demnach größer als einsachtzig war, sich anfühlte.

*

Sie war eiskalt und glatt wie Marmor. Er spürte ein leichtes, unangenehmes Krabbeln in den Fingern, als würde die ganze Kälte aus der Spielfigur in seinen Körper übergehen.

Schnell zog er seine Hand zurück.

Verwundert setzte er seinen Weg auf den leuchtenden Kairos fort. Er erreichte das Ende des Spielfeldes und damit das Ende der Halle. Die Stufen, die zum Thron hinaufführten, waren von normaler Größe und keineswegs für Riesen geschaffen. Auch der Thron selbst war für einen Manschen normaler Größe gebaut. Der Tisch davor – eine Platte, welche in der Aufteilung das Spielfeld unten verkleinert wiedergab.

Hier oben standen die Spielfiguren in gleicher Anordnung. Aber es waren nur die Positionen der schwarzen Figuren, die hier festgehalten worden waren. Demnach befand sich drüben, am anderen Ende der Halle, das Spielbrett mit den roten Figuren.

Hellmarks Hirn fieberte.

Er stellte sich zwei Männer vor, die sich gegenübersaßen, das Spielfeld beobachteten, ihre Züge ausführten – und dann mußte demnach auch unten auf dem glühenden Karofeld etwas passieren.

Er machte die Probe aufs Exempel.

Das alles war so rätselhaft, so undurchsichtig, daß er es auf einen Versuch ankommen lassen wollte.

Er griff nach einem Berittenen, der ein Schwert schwang und der von drei Seiten von schrecklich aussehenden Gestalten umringt war, die schwarz waren wie der Reiter und das Tier.

Björn Hellmark kam nicht mehr dazu, seinen Zug auszuführen und die Figur ein Karo weiterzubringen.

Ein Blitz spaltete das Dunkel.

Ein urwelthaftes Tosen und Brüllen erfüllte die Luft. Wo eben noch die schwarzen Bogen sich über ihm spannten, schlug die Luft krachend zusammen, als ob eine Explosion stattfände.

Das Dunkel floh. Rundum wurde alles durchsichtig.

Es gab keine Decke mehr über ihm, keinen Boden mehr unter und keine Wände mehr neben ihm.

Alles um ihn herum war in rasende Drehbewegung geraten – und er wirbelte mit.

Björn hatte das Gefühl, von einem ungeheuren Sturm direkt in das Weltall getragen zu werden.

*

Noch eben schrie alles in ihm, und nackte Angst und Verzweiflung machten sich breit.

In der nächsten Sekunde war alles ganz anders.

Björn saß auf einem feurigen Rappen, der wild wieherte und sich heftig aufbäumte.

Um ihn herum war undurchdringlicher Wald, aus dem drei Gestalten hervorbrachen. Sie sahen aus wie Boten der Hölle.

Ihre häßlichen, schuppigen Körper waren von Flammen umhüllt.

Er sah die dunklen, widerlich riechenden Leiber auf sich zuschießen, knallte sich verzweifelt am Zaumzeug fest und hoffte inbrünstig, daß das Pferd nicht stürzte.

Aber es kam doch so.

Die Falle, in die es gelaufen war, funktionierte.

Die beiden Vorderbeine hingen in metallenen Schlaufen. Verborgene Federn zogen sich zusammen und rissen das Pferd nach unten.

Der Mann auf dem Rappen flog wie ein Pfeil von der Sehne aus dem Sattel, noch ehe er das doppelschneidige Schwert blankziehen

konnte.

Der Mann auf dem Pferd trug ein bis zu den Knien reichendes, weißes Hemd und um die Hüften einen breiten, kostbar verzierten Goldgürtel. Die leichte Lederjacke war außergewöhnlich hell, ein Zeichen, daß sie aus der Bauchdecke eines Silberbocks gearbeitet war. Auf der linken Brustseite fiel eine Stickerei auf: Auf rotem Grund die türkisfarbene Blüte einer Mantara. Die kostbarste Blume, die in den Gärten seines Fürsten Sodschon'nel wuchs, diente nur den besten und tapfersten seines Stabs als Auszeichnung.

Er war ein Mantara-Träger und stolz darauf. Er war in geheimer Mission unterwegs, um den Unterirdischen eine Botschaft zu überbringen, die wichtig war für deren weitere Existenz.

Falsche Freunde hatten sich den Unterirdischen angeschlossen, betrogen sie und führten sie auf den falschen Weg. Ein Volk war in Gefahr geraten, ausgerottet zu werden. Das durfte nicht sein! Zuviel stand auf dem Spiel. Wenn die Unterirdischen nicht mehr waren, würde auch Sodschon'nels Reich untergehen. Die Tempel und Paläste würden stürzen, Flammenfluten würden aus den Tiefen der Erde hervorbrechen und alles überschwemmen. Wo jetzt blühende Gärten standen, würde künftighin eine menschenfeindliche Sumpflandschaft sich ausdehnen.

Die Welt würde zum Tummelplatz der Dämonen werden. Und die ersten Boten waren bereits da, die ankündigten, daß der Kampf im vollen Gang war.

Der Reiter wußte das alles. Und er wußte auch, daß er diesen Gestalten nicht im die Hände fallen durfte. Sie waren seine Todfeinde.

All das ging durch Hellmarks Gehirn. Aber der wußte nichts mehr von seiner Herkunft, nichts davon, daß er in Genf lebte, daß er durch einen Zauberspiegel ins Pandämonium gekommen war und Rand Mahay, sein treuer Freund, draußen wachte und auf seine Rückkehr wartete.

Für ihn gab es dieses ›Draußen‹ nicht mehr.

Für ihn existierte keine Welt, in der ein Rand Mahay lebte, eine Carminia Brado und ein Junge namens Pepe.

Hellmark war nicht mehr Hellmark, er schien nie gelebt zu haben.

Er war Lavan, der Abenteurer, und stand in Diensten seines Fürsten Sodschon'nel.

Die Berührung der Bezugsfigur hatte für ihn das Spiel ausgelöst, das rätselhafte, ungewöhnliche und tödliche Spiel der Götter, das Spiel des Schicksals…

*

Er betätigte die Klingel und wartete.

Es dauerte über eine Minute, ehe er einen leisen Knacks in der Sprechanlage vernahm. Dann eine charmante weibliche Stimme, bei der einem ein Schauer über den Rücken lief.

»Ja, bitte? Wer ist da?«

»Ich bin's, Misses Jefferson. Ed Gilmore.«

»Mister Gilmore?« hauchte sie. Ihr Erstaunen war echt. Sie hatte ihn bestimmt nicht erwartet.

Der Türsummer ging. Ed Gilmore lächelte leicht, als er den gewundenen Plattenweg zum Haus ging. Die prächtige Rasenanlage war sauber und gepflegt. Hinter der hüfthohen Mauer wuchsen Pfefferminzhecken. Magnolienbäume blühten. Um zum Hauseingang zu gelangen, mußte man erst die Jasminbüsche und Rosensträucher umrunden, die wie eine Wand davor standen.

Die Gedanken, die er das erste Mal gehabt hatte, als Mrs. Jefferson seine Dienste in Anspruch nahm, kamen ihm jetzt wieder.

›Ein Rechtsanwalt muß doch ein Schweinegeld verdienen. Wenn ich wieder auf die Welt komme, werde ich einer…‹

Jefferson hatte gelebt wie ein Eremit. Hier, in der vornehmsten Gegend von Los Altos, lebten die Emporkömmlinge und Bessergestellten. Da war ein Bungalow schöner als der andere, und eben weil sie so schön waren, standen riesige Bäume und Büsche hinter den Umzäunungen, damit man sie von der Straße aus nicht einsehen konnte.

Jefferson hatte Geschmack gehabt. Er liebte San Francisco und verdiente dort sein Geld, aber hier – eine gute Autostunde von der Metropole entfernt, in Los Altos, einem reinen Siedlungsgebiet, wo es keine Straßenbahnen, keine Industrie und Fabriken gab, da wollte er leben.

Ein Swimmingpool fehlte auch nicht. Das Wasser… glitzerte in der Sonne, die schräg am Himmel stand.

Gilmore kam sich vor wie im Paradies, und allein schon der Spaziergang durch den ausgedehnten Garten war die Stundenreise von San Francisco hierher wert.

Der Anwalt war ein Ästhet gewesen. Das bewies auch die Frau, die er geheiratet hatte.

May Jefferson war eine ungemein schöne Frau, in deren Armen man die Welt vergessen konnte. Ed Gilmore hätte es gern getan. Sie war neununddreißig und damit acht Jahre älter als er, aber das störte ihn nicht. Im Gegenteil! May Jefferson hatte jene Reife, die er sich wünschte, ohne so ›reif‹ zu sein, wie das allgemein gemeint war, wenn man von Frauen sprach.

May Jefferson war eine Sünde wert. Vielleicht klappte es jetzt, da ihr Mann tot war… so ganz schien es mit der Ehe schon nicht mehr gestimmt zu haben, wenn Ed die Dinge im rechten Licht betrachtete.

May Jefferson hatte ihm da einiges anvertraut. Vernachlässigung, Streit, es war die Rede davon gewesen, daß Percy nicht mehr so war wie früher.

Hatte die Rechtsanwaltswitwe einen Freund, einen Liebhaber? Zutrauen tat er's ihr. Vielleicht hatte sie etwas mit dem rätselhaften Tod ihres Mannes zu tun… und hatte ihn, Ed Gilmore – als Mittel zum Zweck benutzt, daß er bezeugen konnte, wie alles gekommen war, falls irgendwelche unliebsamen Fragen auftauchen sollten?

Gilmore sah plötzlich alles in anderem Licht und vor seinem geistigen Auge das schwarze, lackierte Gesicht des Toten und die großen, weit aufgerissenen Augen. Kalt, starr und tot war Percy Jefferson gewesen, und sowohl die Ärzte als auch die Polizei standen vor einem Rätsel.

Die beiden letzten Nächte hatte Gilmore kaum ein Auge geschlossen. Das Geschehen, dessen Zeuge er wurde, ließ ihn nicht mehr los.

Percy Jefferson war auf rätselhafte Weise ums Leben gekommen. Eine äußere Einwirkung ließ sich nicht feststellen. Auch eine Krankheit, die auf eine Infektion zurückzuführen war, hatten Fachleute nicht feststellen können, die Tag und Nacht an den Untersuchungsergebnissen arbeiteten. Während dieser Zeit war Gilmore in Quarantäne gewesen, und erst am frühen Morgen des heutigen Tages hatte man ihn entlassen.

Spielte Gift eine Rolle, dessen Herkunft und Zusammensetzung man nicht kannte und das Jeffersons Leben ein Ende setzte?

Möglich. Aber unbewiesen…

Unmittelbar nach seiner Entlassung führte er ein eingehendes Gespräch mit Captain Santville, der ihn aus der Quarantänestation abholte. Gilmore hatte zugegeben, Jefferson zu kennen und den Auftrag gehabt zu haben, ihn zu überwachen. Doch das wußte Santville schon. May Jefferson war in der Zwischenzeit von ihm ›interviewt‹ worden, wie er seine Verhöre zu bezeichnen pflegte.

Allzuviel schien er aber nicht herausgefunden zu haben. Zumindest nicht das, was er erwartete.

May Jefferson stand an der Tür und trug ein schlichtes schwarzes Kleid. Es stand ihr gut zu Gesicht. Sie wirkte ruhig und gefaßt, und ein flüchtiges Lächeln spielte um ihre Lippen, als der schlaksige Gilmore auf sie zukam.

Ihre Blicke begegneten sich, und der Detektiv ertappte sich bei dem Wunsch, stundenlang in diese dunklen, warmen Augen zu blicken.

»Mister Gilmore! Daß Sie noch mal hier herauskommen, hätte ich nicht gedacht«, begrüßte sie ihn. »War mit dem Scheck etwas nicht in Ordnung?«

»Ich nehme an, daß mit ihm alles in Ordnung ist«, lachte er. »Ich hatte noch keine Gelegenheit ihn einzulösen.«

Sie führte ihn in das Wohnzimmer. Eine Wand bestand nur aus Glas. Durch sie konnte man hinaussehen auf die weiße Terrasse, der sich der Swimmingpool anschloß.

»Was führt Sie zu mir? Ich denke, Ihr Auftrag war erledigt.«

»Offiziell ja – inoffiziell nein! Es hat private Gründe. Misses Jefferson, daß ich komme.«

Sie blickte ihn interessiert an. Am liebsten hätte er sie jetzt in die Arme genommen.

Er fühlte den Schwung langsam weichen, der ihn die ganze Zeit über erfüllte. »Sie fürchteten, daß Ihrem Mann etwas zustoßen könnte, nicht wahr?«

»Da Sie es so direkt sagen, kann ich Ihnen auch direkt darauf antworten: ja!«

»Als Sie mir den Auftrag gaben, Ihren Mann zu beschatten, sagten Sie, daß Sie vermuten, er träfe sich mit jemand und Sie wollten gerne wissen, wer das sei. Ich nahm an, daß eine Frau dahintersteckte. Vermuteten Sie das auch?«

»Nein. Daran habe ich nie gedacht.«

»An wen dachten Sie denn?«

Sie zuckte die Achseln, lehnte sich zurück und legte die langen, wohlgeformten Beine übereinander. Unter dem geschmeidigen Stoff zeichneten sich genau die Formen ihrer festen Schenkel ab. »Ich weiß es nicht, Mister Gilmore. Irgend jemand – irgend etwas, Namenloses.«

Seine Augen wurden zu schmalen Schlitzen. »Sie wußten, daß Ihr Mann sterben würde?«

»Ich habe es geahnt. Seine Todesnachricht kam nicht überraschend für mich. Er hat selbst oft genug davon gesprochen. Ich wollte einen Augenzeugen haben, der mir unmittelbar nach dem – Ereignis – Bescheid gäbe. Dazu hatte ich Sie engagiert, und Sie haben mir berichtet. Das war alles.«

Welch merkwürdige Unterredung, welch merkwürdige Frau, ging es Ed Gilmore durch den Kopf.

»Die Polizei war in der Zwischenzeit bei Ihnen?« fuhr er fort. »Ich nehme an, daß Captain Santville…«

»Ja, er war hier. Ich habe ihm das gleiche gesagt wie ihnen.«

»Er hat sich damit zufriedengegeben?«

»Ich weiß nicht mehr.«

Es klang überzeugend. Doch Gilmore glaubte ihr nicht. Diese Frau wußte mehr. Und es interessierte ihn.

»Sie haben die Leiche Ihres Mannes gesehen?«

»Ja…«, klang es leise zurück. Zum ersten Mal eine Regung in ihrem Gesicht. Ihre Lippen wurden schmal. Sie senkte den Blick. »Er

sah unheimlich aus«, flüsterte sie kaum hörbar.

»Hatten Sie so etwas erwartet?«

»Ich sagte Ihnen schon: wir wußten nicht, wie und wo und wann es passieren würde. Daß der Zeitpunkt sehr nahe gerückt war, spürte ich. Percy wurde immer seltsamer. Er schrie mich mehr denn je an, war überreizt, empfing niemand mehr und war ständig unterwegs, als wolle er vor dem Unabänderlichen fliehen. Aber es hätte ihn überall erreichet. Ob hier in der Wohnung, in einem verschlossenen Zimmer, im Bett während des Schlafs… es gab keinen Ort, wo er sicher gewesen wäre.«

»Die Todesart ist ebenso rätselhaft wie die Tatsache, daß etwas passiert ist. Weshalb ist etwas geschehen, Misses Jefferson?«

»Bestimmung… Schicksal…«

»Ein seltsames Schicksal! Ein Mann stürzt zu Boden und sein Körper wird schwarz und verliert von einer Sekunde zur anderen jegliche Wärme.«

»Das ist nun mal so, wenn man sich um Dinge kümmert, die man besser – links liegen lassen sollte.« Sie unterbrach sich, blickte erschreckt auf und griff nach ihrem Glas.

Was hatte das zu bedeuten?

»Welche Dinge, Misses Jefferson?«

»Nichts! Reden wir nicht mehr davon. Es ist ausgestanden, und Ihr Auftrag ist beendet. Sie haben kein Recht, mir Fragen zu stellen und ich keinen Grund, darauf zu antworten. Vergessen wir das Ganze! Sprechen wir von etwas anderem…« Sie füllte sein Glas wieder voll.

Gilmores Hirn arbeitete. Sie hatte etwas gesagt, was sie nicht hatte sagen wollen. Das bewies ihm, daß sie weitaus mehr wußte.

»Es ist etwas Außergewöhnliches, etwas – Übernatürliches?« fragte er.

»Ich habe Sie gebeten, nicht mehr davon zu sprechen.«

»Und eben das fällt mir schwer. Was Ihrem Mann passiert ist, kann jederzeit einem anderen zustoßen.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Bitte…« Sie sah ihn flehentlich an. »Es würde Ihnen nicht helfen, wenn Sie weiterbohren… Sie würden unglücklich werden… wie Percy.«

Es gab ein großes Geheimnis um diesen Mann, und seine Frau kannte es. Mit welchen Mächten hatte Jefferson sich eingelassen?

»Was Sie nicht wissen, kann Sie nicht beschäftigen.« Sie legte ihre Hand auf die seine. »Percy hätte gern alles rückgängig gemacht, wenn er es noch gekonnt hätte… aber er war zu tief verstrickt in das Phänomen. Er war ein anderer geworden, arbeitete nicht mehr, versäumte Termine und schloß sich tage- und nächtelang ein. Er

beschimpfte und schlug mich.«

Da zog er sie an sich, und sie kam ihm entgegen. Später wußte er nicht mehr zu sagen, wie alles gekommen war. May lag plötzlich in seinen Armen, und sie küßten sich.

Als sich ihre Lippen voneinander lösten, schlug Gilmores Herz wie rasend, und er fühlte sich wie ein Pennäler, der zum ersten Mal verliebt war.

In diesem Haus war offenbar alles merkwürdig. Eine Frau, die vor zwei Tagen zur Witwe geworden war, lag in seinen Armen. Keine Spur von Trauer. Ein richtiges Eheverhältnis schienen die Jeffersons offenbar schon lange nicht mehr gehabt zu haben.

Es war, als hätte der körperliche Kontakt eine Barriere niedergerissen. May Jeffersons Augen füllten sich mit Tränen, und sie weinte leise vor sich hin. »Es hätte alles nicht zu sein brauchen…«, schluchzte sie. »Wir haben so eine gute Ehe geführt… bis vor einem Jahr… bis vor einem Jahr.«

Ed streichelte über ihre seidigen Haare.

Das alles kam ihm vor wie ein Traum.

»Was war vor einem Jahr?«

»Da kam er nach Hause… mit dieser komischen Tonfigur. Ich weiß nicht, wo er sie aufgetrieben hat… er hat es mir nie gesagt… aber damit fing es an… Als ich merkte, wie sehr er sich veränderte, bat ich ihn, seine Forschungen aufzugeben und die Tonfigur, die er als Instrument eines geheimnisvollen Spiels bezeichnete, zu vernichten. Er hat es in der Tat auch versucht… später… aber eben zu spät… da konnte er sich nicht mehr davon trennen… Er hing in einer seltsamen Haßliebe an ihr… ›Wer sie einmal anfaßt‹, sagte er zu mir, ›der ist verloren‹.«

»Wo ist diese Figur?«

»In einem besonderen Raum dieses Hauses, in dem nur Percy sich aufhielt, seitdem er die Figur besaß.«

»Sie haben die Figur nie gesehen?«

»Nein. Er scheint von Anfang an gewußt zu haben, daß er sich auf ein gefährliches Spiel einließ…«

»Aber wenn er ein Risiko von vornherein einging, dann muß er doch auch irgend etwas für sich erwartet haben? Irgend etwas Positives für sich?«

»Ich weiß es nicht. Aber anzunehmen ist es. Jedes Ding hat schließlich seine zwei Seiten. Der Gedanke daran, daß die Figur noch immer hier im Haus aufbewahrt wird, macht mich krank… ich fürchte mich, Ed.« Ganz plötzlich nannte sie ihn beim Vornamen.

»Ich denke, nur der, der sie berührt… beschwört etwas Unfaßbares herauf?«

»Nach dem wenigen, das Percy mir anvertraute, muß das so sein.

Aber wie kann man eine Gefahr, die man fühlt, aus dem Haus schaffen, ohne sie anzurühren?«

May löste sich von ihm und richtete sich auf. Ihre Hände zitterten, als sie nach dem Glas griff.

»Ich möchte Ihnen gern helfen… May… vielleicht habe ich die ganze Zeit über schon gemerkt, daß Sie Hilfe brauchen… aber ich kann Ihnen nur helfen, wenn ich alles erfahre, was Sie wissen.«

»Ich weiß nicht mehr, Ed…«

»Dann lassen Sie mich die Spielfigur sehen.«

May Jefferson sah ihn ängstlich an. »Sie werden es mir nicht glauben: ich wollte mir den Raum, den Percy in der letzten Zeit kaum noch verließ und in den er sich stets einschloß, auch ansehen, als mir Santville unter anderem die Schlüssel brachte, die Percy bei sich trug. Sie müssen nämlich wissen, daß es nur diesen einen Schlüssel gab… eben um keinen Unfug mit den Dingen zu treiben, die sich dort befinden. Ich stand schon vor der Tür und ich brachte es nicht fertig, den Schlüssel im Schloß herumzudrehen. Das Gefühl, daß hinter dieser Tür etwas lauert, packte mich mit einem Mal so stark, daß ich nach oben lief und mich in meinem Zimmer einschloß. Die Nerven, sagte ich mir. Es sind nur die Nerven… Ich hatte den Wunsch, mit anderen Menschen über das, was hier geschehen ist, zu sprechen. Aber ich sagte es nicht mal Captain Santville…«

»Warum nicht?«

»Aus Angst, er könnte mich auslachen.«

Ed Gilmore erhob sich. Er bot May Jefferson eine Zigarette an, steckte sich selbst eine zwischen die Lippen und flammte die Stäbchen an.

»Ich werde Ihnen helfen, May. Zeigen Sie mir, wovor Sie Angst hatten! Alles, was Sie belastet, werde ich Ihnen abnehmen.«

»Die Tonfigur… man darf sie nicht berühren.«

»Dann werde ich einen Stock nehmen und sie damit zu Boden schleudern – wenn Sie das wollen.«

May Jefferson sah ihn groß an. Er stand genau vor ihr, mit dem Rücken zu dem großen Fenster.

Draußen dämmerte es.

Da wurden die Augen der jungen Witwe unnatürlich groß.

»Ed!« schrie sie plötzlich. »Da – am Fenster…!«

Er wirbelte herum und sah gerade noch einen Schatten zur Seite hin davon huschen.

»Da draußen ist jemand, der uns die ganze Zeit über beobachtet hat.«

Gilmore riß seine Waffe heraus, lief zur Terrasse und zog die Glastür zur Seite.

Er lief in den Garten, durchsuchte sämtliche Hecken und Sträucher,

das Gerätehaus in der Nähe des Swimmingpools und nahm sich alle dunklen Ecken vor, die eventuell als Versteck hätten dienen können.

Er durchkämmte den ganzen Garten. Doch ohne Erfolg.

Ed Gilmore fand niemand und kehrte ins Haus zurück.

*

»Offenbar haben wir uns beide getäuscht«, meinte er.

May Jefferson war blaß. »Nein! Ich habe es ganz deutlich gesehen!«

Sie war ängstlich und wurde erst ruhiger, als sie zu zweit durchs Haus gegangen waren und sämtliche Fenster und Türen überprüft hatten. Alles war fest verschlossen.

Dann erst holte sie die Schlüssel aus einer verschlossenen Schreibtischlade und ging Ed Gilmore in den Keller voran.

Hier unten lag der Raum, den Percy Jefferson seit über einem Jahr ständig benutzte und von dem seine Frau nicht zu sagen vermochte, was sich hinter dessen Tür befand.

*

Er flog durch die Luft und gab dabei seinem Körper einen Ruck, daß er sich blitzschnell um seine eigene Achse drehte und nicht mit dem Gesicht, sondern mit dem Rücken in dem blühenden Gebüsch landete. Unter dem dichten Blattwerk zischte und raschelte es.

Lavans Herzschlag stockte: ein Wildschlangen-Nest! Es befand sich genau unter dem Busch. Lavan war ein erfahrener Kämpfer und wendig. Nicht umsonst hatte ihn sein Fürst mit dieser geheimen und äußerst gefahrvollen Mission betraut. Wenn einer es schaffen konnte, dann Lavan. Er war ein Einzelkämpfer, der der Unbeweglichkeit und dem Aufwand eines großen Heeres vorzuziehen war.

Unter ihm ringelten sich die Schlangen – vor ihm waren die drei Dämonischen, die blitzschnell näherkamen.

Lavan, der Abenteurer, war es gewohnt, schnell zu reagieren.

Aber die Schlangen, das wußte er, waren noch schneller.

Zischend stiegen die dunkelgrünen, armdicken Leiber neben ihm empor. Er kam nicht mehr dazu, das Schwert zu greifen und sich zum Kampf zu stellen. Die glitschigen Körper schnellten auf ihn zu.

Wildschlangen waren nicht giftig. Die Gefahr, die von ihnen ausging, lag in ihrer Kraft. Diese Viecher schienen nur aus Muskelfleisch zu bestehen. Sie umschlangen ihre Gegner und erdrückten sie, und es gab kein Beispiel dafür, daß ein Mensch, der jemals in ihre Gewalt geriet, sich wieder befreit hatte.

Zack… zack… ging es. Da legten sich die grünen Leiber wie

Zangen um seine Oberarme, eine dritte Schlange um seinen Leib.

Pfeifend entwich die Luft aus Lavans Lungen.

Er spannte seine Muskeln an. Das Blut rauschte in seinen Ohren, sein Herz schlug wie rasend.

Er wurde wie von einer Riesenfaust emporgerissen und kam auf die Beine, ohne daß er es selbst wollte. Die sich aufrichtenden, grünen Muskelstränge hatten die Kontrolle über seinen Körper gewonnen.

Verzweifelt bemühte er sich, wenigstens einen seiner Arme freizubekommen, um sein Schwert doch noch ziehen zu können.

Seine Muskeln spannten sich, Schweiß bedeckte sein Gesicht.

Vergebens waren seine Anstrengungen.

Er war hilflos wie ein Neugeborenes. Schwankend stand er auf den Beinen. Die drei Wildschlangen beherrschten ihn. Er merkte, wie die Kraft in seinen Armen wich, wie seine Muskeln erlahmten. Vor seinen Augen entstand wirbelnder Nebel, und er hatte Mühe, den Schleier noch mit seinen Blicken zu durchbohren.

Er taumelte, konnte aber nicht stürzen. Die starren grünen Leiber stützten ihn, und sie legten sich enger und enger um ihn.

Das Zischen und Rascheln, das die über fünf Meter langen Bestien von sich gaben, verstärkte sich und mischte sich in das höhnische Lachen der flammenden Dämonen, die das gestürzte Pferd umringten.

Aus! Es ist alles aus! Die Gedanken grellten wie Blitzlichter in Lavans dunkler werdendes Bewußtsein.

Er glaubte, in mehrere Teile zerrissen zu werden, als die grünen Leiber seine Arme nach hinten rissen und seine Brust umspannten. Wie eine Marionette, deren Fäden man durchgeschnitten, hing er zwischen den Schlangen.

Und wie aus weiter Ferne vernahm er das Kichern der Dämonen und das Prasseln der Flammen.

Feuerschein?

Wo kam der Feuerschein her?

In sein gepeinigtes Bewußtsein bahnte sich ein schreckliches Bild.

Die Dämonen wurden zu riesigen Flammenzungen, und wie von einem heftigen Wind gepeitscht, rasten sie über die Lichtung. Aber nicht auf ihn zu, sondern auf das zu Boden gestürzte Pferd, das sich wiehernd zu erheben versuchte! Im Nu war es in prasselndes Feuer gehüllt. Das Tier gab einen wilden, gequälten Aufschrei von sich, sprang auf die Beine und riß sich aus dien Metallschlaufen los. Die Drähte hinterließen tiefe, blutende Kerben in den Fesseln des Hengstes.

Der Rappe floh, umgeben von einem einzigen Feuermeer.

Welches Grauen!

Eine eisige Hand krallte sich in Lavans Herz. Er riß noch mal seine ganze Kraft zusammen, um freizukommen.

Dann brach er zusammen.

Die grausamen, zu einer wilden Feuersbrunst gewordenen Dämonen hüllten den Rappen ein und verbrannten ihn bei lebendigem Leib.

Die Todesschreie und das Triumphgebrüll der Unheimlichen erfüllte die zitternde Luft.

Dann wußte Lavan nichts mehr von sich.

*

Ein Mann wurde unruhig.

Auf Rani Mahays Stirn zeigte sich eine tiefe Falte.

Der Inder blickte in den düsteren Innenhof. Unheimliche Stille rundum… Er wandte den Blick und ließ ihn an der massigen, schwarzen Mauer und über den Sumpf schweifen. Auch hier war alles still. Aber diese Stille gefiel ihm nicht.

Unwillkürlich warf er einen Blick auf seine Armbanduhr. Wütend schüttelte er die Hand. Die Uhr stand noch immer, hier im Pandämonium funktionierten Uhren nicht, als wollten sie damit demonstrieren, daß die Zeit hier sowieso stillstand. Aber ob das stimmte, wußte niemand.

Rani schätzte, daß etwa eine halbe Stunde seit Hellmarks Weggehen vergangen war.

Da hielten ihn keine zehn Pferde mehr an seinem Beobachtungsort. Er lief in den Innenhof, direkt auf den Turm zu, in dem sein Freund verschwunden war.

Es war erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit dieser Mann seinen massigen Körper bewegte. Beinahe federnd eilte er die breiten Stufen hinauf und erreichte den dunkel glimmenden Saal, der sich in der Endlosigkeit zu verlieren schien.

Er wurde wie Björn davor auf das schwache Leuchten aufmerksam, trat interessiert näher und bewegte sich beinahe lautlos zwischen den mächtigen Säulen, bis er an das rätselhafte, überdimensionale Spielfeld kam, dessen Bedeutung er ebensowenig begriff wie Hellmark vor ihm.

Rani blieb stehen. »Björn?« rief er. Obwohl nicht laut, hallte seine Stimme durch die Dämmerung des riesigen Saals und schien jede der weit entfernten Ecken zu erreichen.

Nichts!

Aber er mußte hier sein! Einen anderen Eingang gab es nicht…

Mahay hielt sich links und näherte sich dem Spielfeld der roten Figuren, die teilweise so groß waren wie er, teilweise ein paar Köpfe kleiner. Wie sein Freund, so staunte auch er über die peinlich genaue Ausarbeitung der Gestalten, die ihm so lebensecht vorkamen, daß er

das Gefühl nicht los wurde, sie müßten sich jeden Augenblick bewegen. Alles stimmte auch in den Größenverhältnissen. Die Pferde, die Kampfwagen, die Ritter, das Schiff. Und die Galeere war es, die ihn in ihrem flammenden Rot beinahe magisch anzog.

Die furchteinflößende Galionsfigur war ein Mittelding zwischen dem Leib einer Sohnecke und dem einer Frau. Der kahle, gehörnte Schädel war mit langen Fühlern versehen.

Der Inder kam sich fremd und verloren zwischen den starren Gebilden vor, die ein mysteriöses Kabinett darstellten.

Gab es einen weiteren Ausgang, eine weitere Tür?

Während seines Weges über das überdimensionale, leuchtende Karofeld verharrte er immer wieder mal im Schnitt und lauschte in der Hoffnung, ein Geräusch zu vernehmen, das von Hellmark verursacht wurde.

Nichts!

Die riesige Halle schien bis auf ihn völlig leer.

Aber Björn war hierhergekommen. Einen anderen Weg von draußen hatte es nicht gegeben.

War ihm etwas zugestoßen?

Der Gedanke an diese Möglichkeit erfüllte ihn mit Sorge, und er beschleunigte seine Schritte, als er die gewundenen Treppen zu dem erhöht stehenden Thron entdeckte.

Alles rundum war weder alt noch zerfallen, sondern machte einen frischen Eindruck, und es schien, als hätten sich die beiden Kontrahenten nur für einen Moment zurückgezogen und könnten jeden Augenblick wieder hier auftauchen.

Aber dieser Eindruck täuschte, wenn man berücksichtigte, wie die anderen Türme aussahen, das Gemäuer und die Brücken, die von den mächtigen Türmen zu den Zinnen führten.

Das alles war uralt, dem Zerfall und der Verwitterung preisgegeben. Nur dieser eine Turm machte eine löbliche Ausnahme.

Die Spielhalle… die mannsgroßen Figuren… die Throne… das alles war auch etwas Besonderes, etwas Einmaliges.

Sein Blick blieb auf der verkleinerten Galeere haften, die im richtigen Größenverhältnis zu den anderen Gestalten stand und mehrere Karos für sich beanspruchte.

Gerade diese Galeere fand Rani so hervorragend gearbeitet, so detailliert, daß er danach griff, um sie sich aus der Nähe anzusehen.

Ganz vorn, unmittelbar hinter der Galionsfigur, stand das Skelett in voller Admiralsuniform, neben ihm ein hundgroßes Geschöpf mit Hörnern, einem Geierschnabel und einer langen, gespaltenen Zunge. Mit seinen krallenartigen Klauen hielt das Wesen sich an der Reling fest.

Ein Schnitt hinter dem Skelett-Admiral stand ein massiges,

unförmiges Schuppenungeheuer mit Satansohren und einem vorgestülpten Maul, das aussah wie eine Tasche. Hervorquollen drei dicke, runde Augen. Der Schuppige hielt eine Peitsche in der Hand und war einer Öffnung zugewandt, welche zwei Drittel des Schiffes einnahm und einen Schritt von dem Peitschenträger entfernt begann.

Selbst was sich hier unten im Bauch des Schiffes befand, war in allen Einzelheiten herausgearbeitet.

Auf kahlen, roh gezimmerten Bänken hockten dicht an dicht kleine Menschen und duckten sich nach vorn. Einige starrten voller Angst und Grauen auf den Peitschenträger, andere hielten den Kopf gesenkt. Alle aber umspannten mit nervigen Händen die Ruder und legten sich in die Riemen, als wären sie damit verwachsen.

»Hei… Hoooh… Hei… Hoooh! So ist's richtig meine Freunde. Kräftig! Nicht locker lassen! Gleich haben wir's geschafft, und dann seid ihr frei… frei wie die Vögel, die ihr mal gewesen seid!«

Die Stimme?! Wo kam die Stimme her?

Für den Bruchteil einer Sekunde stellte er sich noch diese Frage, dann wußte er nichts mehr von sich. Sein Körper und sein Geist waren ausgelöscht, als hätte es sie nie gegeben.

Er war ein anderer, und er war selbst derjenige, der diese Worte rief.

»Heiiii… hooooh… hei… hoooh… gleich sind wir dort!«

Er war der Skelett-Admiral, und statt der Lanze hielt er jetzt ein blinkendes Schwert in der Hand, die er ausstreckte. Der Sturm tobte, der Wind riß die Worte von seinen fleischlosen Lippen, und in seinen leeren Augenhöhlen lag ein mysteriöses Glühen. Er hörte das Krachen der Peitschte und den röchelnden Atem der Kreatur, die hinter ihm stand.

Die Wellen stiegen haushoch empor und klatschten gegen den Schiffsrumpf. Die Galeere wankte und schaukelte – aber nicht durch die heftige, aufgewühlte See, sondern durch den orkanartigen Sturm, durch den sie flog.

Unter dem Schiffsbauch kochte und brodelte die See, stiegen die Schaumkronen empor und wurden vom Sturm hinweggefegt. Die Galeere stieß dennoch pfeilschnell durch das tosende Wolkenmeer, das sich mit der brüllenden See zu vermählen schien.

Der Admiral war Ganthur-Vo, und er stand auf den nassen, ächzenden Planken wie aus Fels gemeißelt.

Utang-Zuur, die Galeere des Grauens näherte sich der Dämoneninsel, um die Fracht dort abzuliefern.

Wie ein schwarzer Kegel ragte die Felseninsel aus den brausenden Wassern. Hinter wallenden Nebeln, Wolken und einem dichten Wasservorhang zeichneten sich die Umrisse einer bizarren Burg ab, die steil und hoch emporwuchs, und die von kreischenden Winden

umtost wurde.

»Heiii… hoooh… wir sind da, gut gemacht, meine Freunde!« brüllte Ganthur-Vo, und seine gewaltige Stimme schien es mit dem Orkan aufnehmen zu können, in dem er sich zu Hause fühlte. »Diesmal wart ihr wirklich schnell! Wir haben auch wenig Zeit. Wir müssen zurück. Die anderen warten, und wenn Lavan, der Narr, auftaucht, soll er mit leeren Händen dastehen. Diesmal wird er uns in die Arme laufen und mit dem Rest der Bande auf der Dämoneninsel landen, wo er das werden wird, was alle, die wir hierher brachten, auch wurden und was auch euch erwartet: die Umwandlung in einen leibhaftigen Dämon. Und dann verdient ihr die Bezeichnung ›Freund‹ doch viel eher, findet ihr nicht auch?«

Er wandte sich um. Sein kahles Knochengesicht glühte fahl. Er hatte die Zähne gefletscht, und sein mächtiger Brustkorb spannte sich unter der rubinroten Admiralsuniform mit den Goldbeschlägen.

Triumphierend starrte er hinunter in den Bauch der fliegenden Galeere, wo die geduckten Sklaven hockten, deren Kraft die mächtigen Schwingen in Bewegung setzte, welche die Utang-Zuur durch die aufgepeitschten Lüfte jagen ließ.

*

Der Schlüssel drehte sich knackend im Schloß.

Ed Gilmore legte seine Hand auf die Klinke, als May Jefferson plötzlich nach seinem Armgelenk griff.

»Nicht«, flüsterte sie. »Laß es! Ich habe Angst.«

»Aber warum?«

»Weil ich nicht weiß, was für ein Geheimnis dieser Raum birgt. Ich fühle nur eines: es ist nicht gut, ihn zu betreten.«

»Aber wenn wir nicht nachschauen, werden wir nie erfahren…«

Sie schien es sich plötzlich anders überlegt zu haben. »Ich will es auch gar nicht erfahren, Ed…«

»Aber du wolltest die Figur loswerden…«

»Ja…«

»Na also.« So dicht am Ziel reagierte er gereizt.

Was ging hier im Haus vor? Welches Geheimnis barg dieser Raum? Was hatte Percy Jefferson entdeckt, oder mit welchen Mächten hatte er sich eingelassen, daß sie ihn mit einem furchtbaren und rätselhaften Tod bestraften?

Das alles und noch mehr interessierte ihn.

»Bleib’ hier! Ich geh’ allein hinein.« Er versuchte äußerlich ruhig zu bleiben. »Es geschieht zu deinem Besten. Man kann nicht in Ungewißheit leben.«

May schien ihn überhaupt nicht zu hören. Ihr Blick war in eine

imaginäre Ferne gerichtet. Wie in Trance meinte May: »Am liebsten würde ich das Haus verkaufen, mit allem, was darin ist. Nichts von alledem mitnehmen! Irgendwo ganz neu anfangen.«

»Das wäre zu überlegen. Aber was gibt dir die Gewißheit, May, daß sich das, was hier geschehen ist, nicht doch wiederholt? An einem anderen Ort? Zu einer anderen Zeit – und nur deshalb, weil wir die Dinge nicht untersucht haben, weil wir sie unbeachtet ließen?«

Ed drückte die Tür weiter auf. Die Scharniere quietschten kaum hörbar. Das Zimmer dahinter war dunkel.

»Tu es, gut! Aber sei vorsichtig! Versprich es mir! Tue nichts, was du dir nicht vorher genau überlegt hast«, bat sie ihn.

Er nickte. »Ich verspreche es dir.«

Sie trat einen Schritt zur Seite. Aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, wie er nach dem Lichtschalter tastete. Dann drückte er die Tür ins Schloß.

Erst da wagte sie es, den Kopf ganz zu wenden.

»Was siehst du, Ed?« fragte sie durch die Tür, mit dem angelegten Ohr lauschend.

»Nichts Besonderes, May. In der Mitte des Raumes steht ein Tisch, groß wie eine Tischtennisplatte. Ich nehme an, es ist sogar eine. Sie ist in zwei Hälften unterteilt. Die ganze Platte stellt nichts anderes dar als ein großes Spielfeld, das aus Karos besteht. Darauf verteilt sind verschiedene Figuren, etwa zehn Zentimeter groß…«

»Nichts anfassen, Ed!«

»Du hast nur von einer Figur gesprochen. Hier stehen mindestens zwanzig. Ob sie aus Ton sind, kann ich nicht sagen. Die einen jedenfalls sind dunkelrot eingefärbt, die anderen schwarz. Du hattest möglicherweise ein Genie als Ehemann – und wußtest es nicht«, fügte Gilmore leise lachend hinzu. Sie vernahm seine Stimme klar und deutlich hinter der dünnen Tür und seine Schritte, wie er die Tischplatte umrundete. »Wahrscheinlich war ihm sein Beruf zu langweilig und er hat sich ein besonderes Hobby ausgesucht. Er hat wohl ein neues Spiel erfunden. So ein Mittelding zwischen Dame und Schach wie? Eine Art ›Ritter-Kampfspiel‹ vielleicht? Es sind sehr viele Ritter zu sehen, aber auch Figuren, von denen ich nicht genau weiß, wen oder was sie darstellen. Sie sehen aus – wie Buhmänner.«

»Faß' sie nicht an, Ed!« mahnte May wieder. »Sieh dir alles nur erst genau an! Dann werden wir weitersehen. Percy besaß nur eine Figur. Er sprach auch immer nur von der einen. Die anderen – muß er selbst hergestellt haben, schon möglich. Aber nach welchen Vorlagen? Ich kannte Percy wie niemand sonst. Viel Phantasie hatte er nicht. Er konnte Dinge und Zusammenhänge ergründen, da hätte er kein Anwalt sein dürfen. – Aber selbst etwas erfinden? Nein, das paßte nicht zu ihm. Was siehst du noch, Ed?«

»Einen alten Schrank, eine Art Kommode mit fünf Schubladen untereinander.«

»Was ist in den Schubladen?«

»Ich hab' noch nicht nachgesehen… ich mach' jetzt die oberste auf…«

»Sei vorsichtig!«

May schluckte. Nervös rieb sie ihre Finger aneinander. Sie ertappte sich dabei und zwang sich, vernünftiger zu sein. Sie benahm sich wie eine Verrückte. Fehlte bloß noch, daß sie an Geister und übersinnliche Mächte glaubte… aber seltsamerweise tat sie es. Seitdem Percy die Figur ins Haus brachte, war alles anders geworden. Percy veränderte sich seelisch und geistig, und als er unerwartet starb, auch körperlich.

»Es sind Papiere darin, May…«

»Was für Papiere?«

»Keine Ahnung! Vielleicht Prozeßakten über delikate Scheidungsgeschichten?« flachste er.

»Unsinn!« Sie nahm das ernst. »Sämtliche Akten befinden sich im Büro.«

»Es gibt aber auch hier ein paar. Handgeschriebene Seiten, fein säuberlich abgeheftet. Dein Mann hatte nicht gerade das, was man eine schöne Schrift nennen könnte. Da fällt es einem Archäologen leichter aus Hieroglyphen zu lesen als aus dem, was dein Mann da zu Papier gebracht hat… hier steht etwas, das hat er unterstrichen… ›Spiel des Schicksals, das göttliche Spiel des Schicksals…‹ oder so ähnlich kann das heißen. Er scheint sich doch mit der Erfindung eines neuen Spiels abgegeben zu haben, scheint mir.«

Blätter raschelten. Andere Schubladen wurden aufgezogen. May Jefferson las aus den Geräuschen.

»Und?« fragte sie.

»Bergweise Papier. Scheint 'ne längere Abhandlung zu sein.«

»Vielleicht hat er niedergeschrieben, worum es ihm ging?«

»Vermutlich…«, antwortete Gilmore einsilbig.

»Was steht alles darin?«

»Kann ich auf Anhieb nicht sagen. Das braucht Zeit. Ich fang' mal an, drin rumzuschnüffeln, wenn es dir recht ist.«

»Es ist mir recht. Vielleicht erfahren wir da mehr.«

»Willst du nicht hereinkommen?«

»Nein… nein, lieber nicht.« Eine unbegreifliche Furcht hielt sie davor ab, Gilmores Einladung entgegenzunehmen. In ihrem eigenen Haus benahm sie sich wie eine Fremde.

Zehn Minuten vergingen, eine Viertelstunde…

»Und?«

»Nichts Besonderes. Hier steht, daß er etwas entdeckt hat, was ihm den Schlaf raubt… bezieht sich wohl auf das Spiel…«, wieder eine

Viertelstunde später bat Ed Gilmore darum, ihm etwas zu trinken zu bringen. Durch den Türspalt reichte May Jefferson ihm zwei Dosen Bier.

Eine Stunde verging, eine zweite. Da hörte May, daß von innen der Riegel vorgeschoben wurde.

»Ed?« fragte sie überrascht. »Was ist denn jetzt los?«

»Ich glaube, du hattest recht, als du behauptet hast, mit der Tonfigur habe das Leben deines Mannes sich von Grund auf verändert. Ich habe die Figur gefunden!«

»Hast du sie…?«

»Nein! Sie ist eingewickelt in ein graues Tuch. Das habe ich angefaßt. Über die Figur und ihre vermutliche Herkunft steht 'ne Menge in den Papieren, die ich gefunden habe. Dein Mann erwähnt Namen und Begriffe, mit denen ich nichts anzufangen weiß, die ich noch nie zuvor gehört habe. Offenbar wußte er selbst nichts damit anzufangen, denn an anderer Stelle versucht er Klarheit über seine eigenen Gedanken zu erhalten und glaubt, daß vieles von dem, was er schon niedergeschrieben hat, gar nicht seinem eigenen Willen entsprungen ist… komisch das Ganze…«

»Aber weshalb legst du den Riegel vor, Ed?«

»Nur so… als Vorsichtsmaßnahme. Ich will einen Versuch machen, May, von dem ich nicht weiß, wie er ausgeht. Als dein Mann sich hier einschloß, hatte er seine Gründe, das weiß ich jetzt. Aber was sich hier unten wirklich abspielte, das hast du nie erfahren. Es scheint so, als ob er über bestimmte Zeiträume hinweg wahnsinnig wurde, daß er dann Dinge sah und hörte, an die er sich später nicht mehr erinnern konnte. Deshalb auch diese wild aussehenden Manuskripte. Bleib' vor der Tür, bleib' mit mir im Gespräch und merke dir alles, was ich sage, was ich tue, sofern du durch ein Geräusch dadurch aufmerksam wirst.«

»Aber Ed! Du hattest mir versprochen, nichts zu unternehmen, was eine Gefahr heraufbeschwören könnte. Hörst du mich, Ed?«

Sie trommelte gegen die Tür. »Ed?! Hallo? Was ist denn los?!«

Ed gab keine Antwort mehr…

*

Sie hielt den Atem an.

Bum… bumbum… bum… bumbum… Ihr Herz schlug so laut, daß sie meinte, man müsse es im ganzen Haus hören.

Aber es war ja außer May und Ed Gilmore kein Mensch im Haus. Und…

Abrupt wurden ihre Gedankengänge unterbrochen.

Hatte es eben nicht geklingelt?

Da! Schon wieder! Laut und lange, als begehre jemand fordernd Einlaß.

»Ed! Schnell! Da ist jemand!« Sie klopfte gegen die Tür. Der junge Mann meldete sich nicht. Wollte er nicht, weil er zu sehr fasziniert war von dem, was er entdeckt hatte und das nun seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm – oder konnte er nicht? War ihm etwas zugestoßen?

Daran wollte sie gar nicht denken.

Wieder die Klingel…

Sie konnte sie nicht ignorieren und so tun, als sei sie nicht im Haus. Oben brannten die Lichter. Da eilte sie die Stufen empor, kam ganz außer Atem im Flur an und betätigte die Taste der Sprechanlage. »Ja, wer ist da?«

»Captain Santville, Madam. Entschuldigen Sie bitte die Störung! Ich hätte Sie gern noch mal in der leidigen Angelegenheit gesprochen. Es ist sehr wichtig.«

Santville! Ausgerechnet jetzt!

May konnte nicht lange zögern. Santville stand direkt vor der Tür. Offenbar hatte Gilmore bei seiner Ankunft vergessen, die Außentür zu schließen, so daß der Besucher gleich an die Haustür gelangen konnte.

May Jefferson atmete tief durch und öffnete.

Santville war nicht allein. In seiner Begleitung befand sich ein jüngerer, dunkelhaariger Mann, der einen sehr sympathischen Eindruck machte. Der Captain stellte ihn als Inspektor Judge vor.

Die Anwaltswitwe führte ihre beiden Besucher in das hellerleuchtete Wohnzimmer.

Die Gläser – und die Whiskyflasche, schoß es May Jefferson durch den Kopf.

Da sah sie auch Santville.

»Oh, Sie haben Besuch?« fragte er erstaunt und blickte sich um.

May Jefferson lächelte irritiert. »Ich… hatte, Captain. Eine Bekannte aus der der Nachbarschaft. Sie hat mir vorhin Gesellschaft geleistet. – Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?« fragte sie schnell, die gebrauchten Gläser rasch beiseite räumend. May hoffte, die Situation so schnell wie möglich in den Griff zu bekommen.

»Nein, danke! Nicht im Dienst«, lehnte Santville freundlich ab.

Er kam gleich zum wesentlichen und behauptete, deshalb noch mal vorbeigekommen zu sein, weil ihm einiges unklar schien. Die eine oder andere Frage sei ihm später eingefallen und er lege doch Wert darauf, sie an May Jefferson zu stellen. Das alles könne schließlich nur dazu beitragen, das seltsame Schicksal ihres Mannes zu klären. Daran seien schließlich alle interessiert.

»Selbstverständlich, Captain…«

Doch es kam ihr so vor, als hätte sie diese Fragen im Lauf des

heutigen Tages schon mal gehört.

Santville hatte sie schon an sie gerichtet. Während er mit ihr sprach, blieb er nicht auf seinem Platz sitzen, ging im Zimmer auf und ab, blieb einmal in der Zwischentür stehen und warf einen raschen Blick in das angrenzende, im Dunkel liegende Zimmer, oder er verharrte an dem riesigen Blumenfenster und blickte in den Garten hinaus. Zwischendurch unterbrach er seine Fragen und machte Bemerkungen über Bilder und Kakteen, und was er sagte, zeigte, daß er von beidem etwas verstand.

Plötzlich kam Santville mit einer Frage, die ihm offensichtlich selbst unangenehm war. »Dürfte ich mich hier im Haus ein wenig umsehen, Misses Jefferson?«

Sie stutzte. »Ja, natürlich. Wenn Sie meinen, daß es Ihnen nützt… bitte… Ich wüßte allerdings nicht, was Sie finden wollen oder könnten. Wenn ich Ihnen mit einem Hinweis vielleicht behilflich sein könnte…«

Santville legte den Kopf leicht schräg, so, als dächte er über etwas intensiv nach. Er sah ein wenig komisch aus bei der Figur, die er da machte. »Nein… damit wäre mir nicht geholfen. Ich suche nichts Bestimmtes… jedenfalls weiß ich es nicht, verstehen Sie?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nun, das ist so«, fuhr er fort. »Manchmal sucht man etwas, ohne zu wissen, was es ist. Und oft genügt ein geringfügiger Anstoß, und man hat es plötzlich. Das ist im Leben manchmal ganz merkwürdig.«

Sie ließ ihm seine Marotten, führte ihn auf seinen Wunsch hin durch das Arbeitszimmer des – Toten, nahm einige Bücher aus den Regalen und ließ sich beiläufig erzählen, welcher Architekt das Haus entworfen hatte und wo sich welche Räume befänden. Er spiele selbst mit dem Gedanken, hier nach Los Altos zu bauen. Von allen Siedlungen, die er kenne, sei sie die schönste.

Sie gingen wieder nach unten. Santville machte einen etwas zerstreuten Eindruck, als müsse er manchmal über etwas doppelt so lange nachdenken, als ihm selbst recht war.

»Ach ja, was ich Sie noch fragen wollte: Ed Gilmore war zufällig nicht noch mal hier gewesen?« Die Frage kam ganz beiläufig.

»Nein, natürlich nicht. Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so…«

»Mister Gilmore hatte den Auftrag, meinen Mann zu beschatten, der Todesahnungen hatte. In welcher Form diese Ahnungen waren, weiß ich nicht. Nachdem wir das Unabänderliche nicht verhindern konnten, hat Mister Gilmores Arbeit ihren Zweck für mich verloren.«

»Natürlich.«

Er verabschiedete sich. Der Inspektor hatte während des gesamten Aufenthaltes, der eine halbe Stunde gedauert hatte, kein Wort

gesprochen. Immer nur sah er sich um, als suche er etwas Bestimmtes. Ed Gilmore? Ahnten sie etwas… wußten sie etwas?

»Wenn noch irgend etwas sein sollte, Madam, werde ich mich noch mal bei Ihnen melden«, meinte Santville. »Wir sind oft etwas neugierig und unbequem. Entschuldigen Sie bitte!«

»Es gehört zu Ihrer Arbeit, Captain. Wie sollten Sie sonst weiterkommen?«

»Eben.«

Als sie die Tür ins Schloß drückte, mußte sie sich gegen die Wand lehnen und die Augen schließen.

Hatten ihre Besucher etwas gemerkt oder hatte sie ihre Rolle gut gespielt? Ganz wohl in ihrer Haut fühlte sich May Jefferson nicht und hätte sie geahnt, was Captain Santville in diesem Augenblick jenseits der Umzäunung sagte, wäre sie noch mehr beunruhigt gewesen.

Der Captain zündete sich eine Zigarette an und inhalierte tief. »Komische Geschichte, hm?« meinte er und blickte über die Schultern seines Begleiters zu einem Fahrzeug, das nur eine Steinwurfweite vom Eingang des Jefferson-Hauses entfernt parkte. »Zufällig kenne ich Gilmores Auto. Und das da vorn ist es. Gilmore ist im Haus. Mrs. Jefferson hat es uns verschwiegen. Sie hat uns belogen. Warum, Judge? Was soll das Ganze?«

»Vielleicht war Gilmore ihr Liebhaber.«

»Hm, das ist so eine Theorie. Ich habe eine andere. Was tut die Dame in ihrem Haus, wovon andere nichts wissen dürfen? Sie ließ ihren eigenen Mann überwachen, nur um zu wissen wie und wann er sterben würde. Etwas stimmt mit dem Mädchen nicht, und ich will wissen, was es ist. Vorhin saß sie mit Gilmore im Zimmer. Beim zärtlichen Tête-à-tête. Führt sie irgendwelche komischen Experimente durch? Soll – Gilmore das nächste Opfer sein? Wir müssen die Augen offenhalten, Judge. Ich habe das komische Gefühl, daß es eine lange Nacht wird.«

Er behielt recht.

*

Je mehr er las, desto klarer wurde ihm, welche Vorarbeit Percy Jefferson geleistet hatte. Vieles war widersprüchlich, vieles hatte er nach einer Art Trancezustand überarbeitet und durchgestrichen.

Er war so sehr vertieft in die Niederschriften, daß er nicht merkte, wie die Zeit verging. Die Ruhe ringsum und das gedämpfte Licht, in dem die kleinen, künstlerisch gearbeiteten Spielfiguren weiche Schatten auf das helle Karofeld warfen, taten ihm gut. Anfangs hatte die nervöse May noch ständig an der Tür getrommelt und nach ihm gerufen. Absichtlich antwortete er nicht mehr darauf. Diese Strategie

bewährte sich. Nun gab May Ruhe.

Soviel wußte er nun schon: eines Tages war Percy Jefferson in den Besitz einer mysteriösen Tonfigur gelangt, deren Herkunft nicht preisgegeben wurde. Jefferson wußte nur soviel darüber zu berichten, daß diese Figur von den Händen eines Künstlers geformt wurde, der in einer Zeit lebte, die im undurchdringlichen Grau einer äonenalten Geschichte lag und über die keine schriftlichen Hinweise existierten.

Es waren dies die Helden und Zauberer, die Drachen und Feen, die Dämonen und Götter, die sich in vorgeschichtlicher Zeit auf einem Urkontinent trafen und ihre Kräfte maßen.

Das alles hatte Jefferson später ›wie in Trance‹ gesehen und aufgeschrieben. Er berichtete von einer Parallelwelt jenseits dieser Dimension, wo die Götter einer Sagenwelt ein Reich schufen, wo Priester und Priesterinnen ihnen huldigten und ihr Schicksal selbst in die Hand nahmen. Das Spiel der Götter mit den Menschen fand dabei Jeffersons besondere Betrachtung. Die Götter bestimmten das Schicksal. Das Wort vom Spiel des Schicksals, vom Zufall der Würfel hatte Eingang gefunden in die Sprache der Völker und wurde noch heute gebraucht.

Das Spiel der Götter mit dem Schicksal hatte das Werden und Vergehen ganzer Völker bestimmt, von denen heute kein Geschichtsbuch mehr den Namen nannte. Reiche waren geschaffen worden und wieder untergegangen. Abtrünnige Priester verbündeten sich mit Geistern und Dämonen aus jenseitigen Reichen und griffen in das Spiel des Schicksals ein, das einst nur den Göttern vorbehalten war.

Jefferson schrieb wörtlich: ›Jedes lebende Wesen war in diesen Prozeß eingespannt – auch noch heute? Ich frage mich, ob die Kräfte, die einst das Schicksal fremder, uns heute unbekannter Völker und Rassen bestimmten, in der Gegenwart noch nachwirken oder latent vorhanden sind, ohne daß wir das wissen? Sicher scheint eines zu sein: die Völker und Rassen, die in einer fernen Zeit über die werdende Erde hinwegzogen, verfügten über Kräfte und Fähigkeiten, über die wir Heutigen nur noch staunen können. Die Tonfigur ist die Kopie einer Spielfigur, die einst ein Held aus fernen Tagen hinüberrettete in diese Welt, und in dieser Figur schlummern Kräfte, die in einen übergehen, sobald man sie anfaßt. Ich glaube dann jedesmal in eine Art Wachtraum zu fallen. Ich sehe Bilder und vernehme Geräusche. Sie stammen nicht aus dieser Welt. Sie werden durch die geheimnisvolle kleine Figur in mein Leben getragen, so daß ich daran teilnehmen kann. Mehr als einmal habe ich mir die Frage gestellt: bin ich wahnsinnig? In diesen Minuten, da ich sehe und miterlebe, kommt es mir so vor, aber wenn ich wieder wach bin und über die Dinge nachdenke, kann ich sie logisch begründen. Diese

Fähigkeit hat sich mehr und mehr in mir gestärkt…‹

Was er im einzelnen gesehen und gehört hatte, war peinlich genau aufgeführt, Seite um Seite. Und Ed Gilmore wurde nicht müde, es zu lesen.

Auf diese Weise erfuhr er, daß Percy Jefferson dem Spiel und den Einflüssen immer mehr ausgesetzt wurde, daß er Hintergründe durchschaute und im Geist das Spiel und die Züge sah und schließlich im Wachzustand damit begann, dieses Spiel aufzubauen, Figuren genau nach Vorbild zu schaffen und es nachzuvollziehen.

Und damit tat er etwas für ihn sehr Gefährliches…

Er war zu einem Eingeweihten geworden. Der Besitz der Tonfigur und die Berührung dieser Figur und die Einflüsse, die dadurch ausgeübt wurden, zogen ihn ganz in ihren Bann.

›Jedes Schicksal‹, schrieb er an anderer Stelle, ›ist durch das Spiel zu beeinflussen, wenn die Götter es spielen. Wehe aber, wenn Unwürdige es spielen!‹

Er war berauscht gewesen von den Möglichkeiten und den Erkenntnissen, die er gewann. Jefferson war davon überzeugt, daß das göttliche Spiel des Schicksals mit dem Beginn der Erdgeschichte begonnen hatte und enden würde, wenn dieser Planet – wie auch immer – nicht mehr existierte.

Ging er da in seinen Vorstellungen nicht zu weit?

Das Spiel, so war der Anwalt überzeugt, berücksichtigte die Stellung, das Leben, das Talent und das Wissen des einzelnen. Aber mit all seinem Wissen konnte er nichts mehr beginnen, wenn bestimmte Kräfte auftraten, die durch bestimmte Figuren symbolisiert wurden.

Da gab es den ›Schwarzen Ritter‹, da gab es Faloma, die Hexe, ebenso wie Jaina, die Fee, und die Nymphen, die Schicksalsträgerinnen und Mondreiter und die Rächer. Es gab abtrünnige Priester, Renegaten, Fürsten, die von schwertschwingenden Abenteurern unterstützt und von den Freunden in den eigenen Reihen hintergangen wurden. Es war ein verwirrendes Spiel – ein Spiel des Lebens und des Schicksals, gültig über die Zeiten und Räume hinweg und ewig existent wie der Wille der Götter.

Dieser Wille war allgegenwärtig, und er war permanent vorhanden wie es Funkwellen und Strahlen sind, die man mit technischen Geräten messen konnte, die in Wirklichkeit aber unsichtbar sind.

Ed Gilmore nahm den letzten Bogen jener Notizen in die Hand, die Percy Jefferson offensichtlich erst kurz vor seinem Tod machte, als er bereits wußte, daß er zuviel gewagt hatte und nicht mehr zurück konnte. Der Grund, weshalb sein Tod gewiß war, hing mit seiner Entscheidung zusammen, die er selbst getroffen hatte. Nachdem er die Tonfigur berührt hatte und sich immer wieder an der Faszination und

den Erlebnissen, die er empfing, berauscht hatte, war er zu einem Teil des Schicksalsspiels geworden.

›Wer das Schicksal herausfordert, riskiert den Tod, sagen die Götter‹, schrieb Jefferson. ›Das wollte ich nicht wahrhaben. Ich mied die Gestalten, die mir gefährlich werden konnten, die mich verfolgten. Mit List und Geschick entkam ich ihnen auch. Aber dem Beschluß der abtrünnigen Priester, die sich des göttlichen Spiels bemächtigt haben, kann ich nicht entkommen. Der Bannstrahl wird mich treffen, denn ich weiß zuviel über sie…‹ Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

Es kam heraus, daß Percy Jefferson ein Versprechen einer unsichtbaren Macht gegenüber abgelegt hatte, das er schließlich nicht bereit war, einzulösen. Was für ein Versprechen es war, konnte Gilmore nicht ergründen, es war nicht ausdrücklich erwähnt. Doch er ahnte es.

Jefferson wollte die Bilder empfangen und die Gespräche mit jenen geistigen, unsichtbaren Wesen fortsetzen und war Verpflichtungen eingegangen, auch die Konsequenzen daraus zu ziehen, die er jetzt als scheinbar aufgeklärter Mensch einer neuen Zeit hoch gar nicht übersehen konnte. Jefferson hatte verschiedene Züge auf dem Spielbrett ausgeführt und neue Konstellationen herbeigeführt, von denen er offenbar wußte, was sie bedeuteten. Der ›Schwarze Ritter‹ und der ›Mondrächer‹ waren ins Spiel gekommen, beides negative Figuren, wie er erst viel später erkennen sollte.

Und beide verfolgten ihm. Er mied die Nähe des Spielfeldes, suchte Vergessen im Alkohol und in Drogen und verließ immer öfter das Haus. Doch die Mächte, die er beschworen hatte, ließen sich nicht betrügen.

Er hatte mit hohem Einsatz gespielt. Im göttlichen Spiel des Schicksals ging es um Tod und Leben. Und die Götter – oder die abtrünnigen Priester, die Sterblichen, die sich das Geheimnis des Spiels von den Göttern geholt hatten? – forderten ihren Tribut. Sie holten Jefferson, weil sein Schicksal sich entschieden hatte.

Ed Gilmore nagte an seiner Unterlippe und fuhr sich mit einer fahrigen Bewegung durch das strubbelige Haar.

Das Ganze hier kam ihm vor wie ein schlechter Traum.

Das alles war doch Unsinn. Er konnte und wollte nicht daran glauben, daß unsichtbare Mächte wirksam wurden, daß sie sich zeigten durch diese phantastischen Spielfiguren.

Er wollte es genau wissen.

Er zögerte keine Sekunde mehr.

Gilmore öffnete die unterste Lade der Kommode und zog das Tuch heraus, in dem die Originalfigur, mit der Jefferson begonnen hatte, eingeschlagen war.

Vorsichtig klappte er das Tuch auseinander. Rissig und uralt war

die Figur, die ein Mittelding zwischen Mensch und Götze darstellte. Es war eine gedrungene Gestalt, die ein hemdähnliches Gewand und einen dreifach übereinander geschlungenen Gürtel trug, in dem Waffen verschiedener Art steckten. Die Tonfigur stellte einen Mann dar, der mit leicht gespreizten Beinen stand, eine breitgefächerte Krone trug und dreimal so hoch war wie sein Kopf. Darauf fanden sich zahllose unleserliche Symbole.

Gilmore sah sich die Figur zunächst an, ohne sie zu berühren. Er erhob sich wieder, ging zum Spielfeld zurück und verglich die neugeschaffenen, von Percy Jefferson gestalteten, mit der Ursprungsfigur.

Sie hatten in etwa die gleiche Größe, und keine ähnelte der anderen. Und jetzt, nach der Lektüre der Notizen des toten Anwalts, war er auch imstande, die einzelnen Spielfiguren auseinanderzuhalten und zu bezeichnen.

Er sah den ›Schwarzen Ritter‹ und den ›Mondrächer‹. Der letztere war eine sehr hagere Gestalt mit langen Armen und Beinen. In der Rechten hielt der ›Mondrächer‹ eine Waffe, die an eine übergroße Sichel erinnerte, wegen der er möglicherweise seinen seltsamen Namen erhalten hatte. Der ›Mondrächer‹ und der ›Schwarze Ritter‹ standen sich gegenüber, und es sah so aus, als wolle keiner das Feld räumen, als entwickle sich hier ein Kampf. Er wußte zu wenig über die rätselhaften und undurchschaubaren Regeln, als daß er hätte sagen können, welche Konstellationen günstig und welche ungünstig waren.

Er griff nach dem ›Mondrächer‹ und wollte ihn einfach ein Feld weiter nach links rücken. Das ging nicht! Die Figur stand wie festgeklebt auf dem Spielfeld.

Auf Gilmores Stirn bildeten sich Falten. Er berührte mehrere Figuren und stellte das gleiche fest.

Minuten später begriff er einen Zusammenhang.

›Mit der Originalfigur steht und fällt das Spiel‹, fiel ihm eine Bemerkung aus den Notizen ein.

Da holte er die Originalfigur. In dem Augenblick, als er sie berührte, durchfuhr es ihn wie elektrischer Strom. Die Atmosphäre wirkte seltsam verdichtet, das Licht wurde schwächer, und das Spielfeld begann eigenartig fluoreszierend zu leuchten. Rundum war alles mit Leben erfüllt.

»Ja«, wisperte eine Stimme. »Sag ›ja‹ zu dem Spiel und du gehörst zu uns!«

Gilmore fuhr zusammen. Aber seltsamerweise empfand er keine Angst, sondern eher Neugierde, wie es wohl weitergehen würde.

Er wollte den Traum auskosten und sehen, wohin er ihn führte. Nur nicht aufwachen jetzt! Er wußte: ich liege zu Hause in meinem

Bett, und das alles geht nur in meinem Kopf vor. Es beschäftigt mich, weil ich mich mit dem rätselhaften Tod Jeffersons befasse…

Er stand vor dem Spielfeld, und die schwarzen und roten Figuren kamen ihm in dem trüben Licht seltsam lebendig vor.

Als er eine der Figuren berührte, mußte er feststellen, daß sich etwas verändert hatte. Ganz leicht ließ sie sich verschieben.

»Ja!« sagte er da, bereit, zu spielen.

»Einverstanden!« erwiderte die Stimme. Es schien ihm, als käme sie aus dem winzigen Mund der kleinen Tonfigur.

Dann kamen die Bilder, die ihn staunen ließen…

*

»Lavan!« vernahm er wie aus weiter Ferne. »Lavan! Wach' auf, komm' zu dir!«

Die Stimme einer Frau?

›Ich bin tot, von Schlangen erdrückt‹, bahnten sich erste quälende Gedanken in sein Bewußtsein. ›Ich höre eine zärtliche Stimme. Ich bin im Tai'ma, dem Ort, wo die gefallenen Helden von den Heerscharen der guten Geister empfangen werden.‹

Ein flüchtiges Lächeln spielte um seine Lippen. Er schlug die Augen auf.

Verschwommen nahm er das kleine, sanfte Gesicht wahr, das sich über ihn beugte. Betäubender Duft stieg in seine Nase.

»Es ist gut, im Tai'ma zu sein«, murmelte er schläfrig.

»Du bist nicht im Tai'ma, Lavan!« Ihre Stimme klang fest und fordernder. »Du bist im Land der Kaythen.«

Sein Lächeln wich nicht. »O nein«, erwiderte er. »Dort war ich. Ich bin in eine Dämonenfalle gerannt. Vielleicht hätte ich es mit dem Schwert gegen die drei Burschen noch aufnehmen können… wenn die Schlangen nicht gewesen wären. Es waren ihrer zu viele.«

»Ich habe die Schlangen geschickt, Lavan, um dich zu retten.«

Da wurde er hellhörig.

»Merkwürdige Art, jemand zu retten«, murrte er. »Mir tun jetzt noch alle Knochen weh. Die Viecher haben eine Kraft, daß einem…« Da stutzte er. Er konnte sich frei bewegen, und er stellte fest, daß ihm gar nichts mehr weh tat! Er richtete sich auf und starrte die junge Frau mit den goldfarbenen Kleidern unverhohlen an.

»Wo bin ich hier?« fragte er. »Wie komme ich hierher? Und: wer bist du? Wieso kanntest du meinen Namen?«

»Das letzte ist am einfachsten zu beantworten. Wir wußten, daß Sodschon'nel den Abenteurer Lavan in das Kaythen-Gebirge geschickt hat, um den letzten Kaythen den richtigen Weg zu zeigen. Denn: das Schicksal meines Volkes ist mit dem Sodschon'nels verbunden. Ich war

dabei, Kräuter zu sammeln, um den magischen Stab neu zu füllen, als ich auf die flammenden Dämonen und dich aufmerksam wurde. Ich konnte nicht verhindern, daß die Falle wirksam wurde, daß das Pferd sich in den Schlingen verfing. Ich konnte nur noch dafür sorgen, daß die drei Feinde überzeugt davon waren, einen Sieg auf ganzer Linie zu erringen. Als sie entdeckten, daß die Wildschlangen sich über dich hermachten, steckten sie das Reittier in Feuer und tauchten unter.«

Lavan wandte den Kopf. Über die Schultern des sanften, weiblichen Wesens hinweg erblickte er die verbrannten Knochen und die Asche. Überreste des Rappens.

Nein, er war wirklich nicht im Tai'ma!

Die Geräusche des nahen Dschungels, das Rauschen in der Luft… das alles paßte nicht in den himmlischen Ort.

Aber die Schlangen… er hatte doch nichts gegen sie getan?

»Die Wildschlangen sind Verbündete der Mächte, die das Volk der Kaythen ausrotten und von diesem Reich Besitz ergreifen wollen. Schon überwiegen die Sümpfe und Dschungel, drängen die paradiesischen Gärten weiter zurück, schon ist es kaum noch möglich, die geheimen, im Verborgenen blühenden Pflanzen und Kräuter zu finden, von denen unsere Vorfahren uns berichtet haben. Sie sind ein Teil unseres Lebens, wie du weißt. Doch ich habe deine Fragen noch nicht alle beantwortet, Lavan. Du bist da, wo die Schlangen dich überfielen, wo ich die drei Feinde täuschen konnte. Sie überließen dich deinem Schicksal. So glaubten sie. In Wirklichkeit erlebten sie eine Halluzination. Die Wildschlangen waren nicht wirklich. Aus dem Rauch des magischen Stabes entwickelten sich die Wesen, die dich niederwarfen, dich scheinbar besiegten. Die Vision war so heftig, daß ich sehr viel Kraft verlor und der magische Stab ebenfalls geschwächt ist. Er wird uns nicht mehr viel nützen. Ich bin Amana, die letzte der drei Prinzessinnen, die den Auftrag hatten, das Volk der Kaythen einem neuen Beginn zuzuführen. Aber auch ich bin am Ende meiner Weisheit. Die Kräfte, die die abtrünnigen Priester gerufen haben, das Spiel der Mächte, das auch uns nicht verschont, scheint die letzten Kaythen zu zerreiben und damit alle Voraussetzungen zu schaffen, die notwendig sind, dieses Land in Besitz zu nehmen. Dunkelheit wird herrschen, der Dschungel wird sich verbreitern, und Moore und Sümpfe werden sich dort auftun, wo bisher Straßen, Plätze und Wege zu finden waren. Die Sonne wird verschwinden. Von Sodschon'nel und den Kaythen wird niemand mehr sprechen. Utang-Zuur, die Galeere des Grauens unter der Führung des schrecklichen Kapitäns Ganthur-Vo hat den Eingang zum unterirdischen Fluß gefunden, und mein Volk verehrt die Schrecklichen und Grausamen, ohne zu ahnen, wem sie huldigen, weil sie deren wahre Gesichter nicht mehr erkennen. Sodschon'nels Truppen können hier nichts ausrichten. Es wird der

Kampf eines einzelnen sein, der die äonenalte Prophezeiung verändern kann. Kann… wohlgemerkt! Alle Hoffnung ruht auf Lavan, dem Abenteurer. Was er vermag, wissen wir alle nicht. Undurchschaubar ist das Spiel der Götter. Sie halten Aufstieg und Macht ebenso in ihren Händen wie Untergang und Armut. Wir wissen nichts von dem, was im Unsichtbaren entschieden wird, und nur wenig können wir dagegen tun.«

»Der Meinung bin ich nicht«, sagte Lavan. Er war wieder voll da. Mit einem Blick vergewisserte er sich, daß sie hier am Rand des Dschungels scheinbar unbeobachtet waren.

Zur Sicherheit jedoch schlugen sie sich weiter in die Büsche, wo sie vom Blattwerk und den massigen Stämmen verdeckt wurden.

Amana war eine kleine Frau. Sie reichte ihm nicht mal bis an die Brust. Alle Kaythen waren nicht größer. Das Zwergenvolk, das der Sage nach im besonderen Ansehen bei den Göttern stand, war aus dem Dunkel der Geschichte auf diesem Kontinent aufgetaucht. Zwei Völker lebten hier. Jedes strebte nach der Vorherrschaft. Als die Kaythen kamen, vereinigten sich diese Völker. Aus den Schwertern und Waffen schmiedeten sie Pflüge, aus den Kampfstätten und Arenen, in denen sie sich gegenseitig zu Tode gebracht hatten, bauten sie Häuser und schufen neue Gärten. Der Friede kam, und jeder erkannte, daß es gut war, in Ruhe und Frieden zu leben. Jeder hatte nur Vorteile davon und beide Völker lernten das wahre Glück des Lebens kennen. Aber es gibt Kräfte im weiten Universum und den Gefilden der Zeiten, die sich nur ahnen lassen. Und oft nicht einmal das. Diese Kräfte waren nicht einverstanden mit Glück und Freude und Zufriedenheit. Sie torpedierten den Fortschritt. Einzelne meldeten sich zu Wort und sorgten für Aufruhr. Behauptungen wurden aufgestellt, die jeglicher Grundlage entbehrten, die aber dazu angetan waren, die Brunnen zu vergiften.

Unruhe und Unzufriedenheit kamen auf. Finstere Gestalten zogen plündernd und mordend durch die Städte und Dörfer, und die Falschen wurden beschuldigt, weil die wahren Schuldigen untergetaucht waren. Haß kam auf. Und wo der Haß blühte, ging die Liebe unter.

Fürst Sodschon'nels geeintes Reich zerbrach. Ein Gegenfürst trat auf, der eine Horde wilder und verwegener Reiter, Renegaten und Krieger um sich scharte. Zuvor hatte es keine Gesetze gegeben. Das Gesetz war die Moral und der Friede. Es war eine Gesetzlosigkeit gewesen, die jedermann zugute kam. Nun kam die Gesetzlosigkeit des Grauens. Sodschon'nels Anhänger wurden entführt oder getötet. Ganze Familien wurden ausgerottet. Der Gegenfürst, der der Meinung war, die Herrschaft zurückzugewinnen und ein Reich nach seiner Vorstellung zu schaffen, kannte keine Gnade. Auch Sodschon'nel

mußte härter eingreifen. Gewalt forderte Gewalt heraus. Er konnte nicht tatenlos zusehen, wie unbewaffnete Männer, wie unschuldige Frauen und Kinder entführt oder getötet wurden. Wieder gab es zwei Völker auf diesem Kontinent. Hatte das Glück, das die Kaythen einst verursachten, sich gewendet? Ging eine Veränderung mit den Kaythen vor?

Ja!

Sie waren hineingezogen worden in den Kampf. Sie mußten ihn bis zum Ende erdulden, denn ein ungeschriebenes Gesetz untersagte es dem Volk, jemals jene Welt zu verlassen, die sie freiwillig einst suchten, um sich anzusiedeln.

Sodschon'nels großer Widersacher kam rasch voran.

Lavan kannte die Vorgänge, die zum augenblicklichen Stand der Dinge geführt hatten, sehr genau.

Die Heere des Gegenfürsten befaßten sich mit Schwarzer Magie, beschworen finstere Mächte und machten aus dem Reich ein Tollhaus. Sodschon'nels großer Gegner konnte in einem Blitzangriff der Kampfreiter des Fürsten bezwungen und getötet werden. Aber es gelang nicht, die Leiche des Gegenfürsten zu erobern und zu verbrennen. Und damit fing das wahre Unheil erst an.

Sodschon'nels Gegner hatte alle Vorbereitungen getroffen, auch noch nach dem Tod das Heft in der Hand zu halten.

Zu stark war schon das Kontingent der Geister und Dämonen, die aus einer anderen Dimension gerufen worden waren und deren schauriges Inselreich inmitten des Ozeans aufgetaucht war.

Der Widersacher des rechtmäßigen Fürsten diente diesen Mächten, und sie dienten ihm. Als Untoten ließen sie ihn weiterexistieren. Und während seine furchterregenden Krieger das Land verunsicherten, führte er als Nicht-Lebender und Nicht-Toter das Kommando über die Utang-Zuur.

Ganthur-Vo war der Mann, dem er den Tod bringen mußte.

*

Mit der dritten Prinzessin der Kaythen, die den zauberkräftigen Stab bei sich führte, setzte Lavan, der Abenteurer, den Weg durch den Dschungel fort.

Der Weg stieg an und wurde immer beschwerlicher, und mehr als einmal mußten sie sich gegen wilde Tiere wehren. Lavan als erfahrener Kämpfer führte das doppelschneidige Schwert mit Bravour und konnte die Gefahr bannen.

Bis zum Kaythen-Gebirge lag noch mindestens ein halber Tag Fußmarsch vor ihnen, und Lavan fragte sich, wieso seine Begleiterin die Strapazen und die Risiken auf sich nahm, durch feindliches Gebiet

zu gehen und sich so weit von den einigermaßen sicheren, unterirdischen Verstecken zu entfernen.

»Ich habe eine Pflicht zu erfüllen, und ich werde sie erfüllen, solange ich in der Lage dazu bin, Lavan. Mein Auftrag lautet: dem Volk, dem ich zugewiesen bin, die Treue zu halten und die Gefahren der Zeit gemeinsam mit ihm zu bestehen oder mit ihm unterzugehen. Offenbar ist das letztere mein Schicksal. Ich bediene mich weißmagischer Fähigkeiten und bin auf äußere Hilfsmittel angewiesen. Bestimmte Pflanzen und Kräuter sind notwendig, um die Fähigkeiten einzusetzen. In den blühenden Gärten waren diese Hilfsmittel in überreichem Maß vorhanden. Nun hat der Dschungel diese Gärten überwuchert, um nicht zu sagen aufgefressen. Die Pflanzen und Kräuter sind immer seltener zu finden, und man muß sich weit ins Hinterland wagen, das nicht mehr Sodschon'nels Kontrolle unterliegt. Das Ergebnis ist mager. Was ich hier in der Hand halte…«, und mit diesen Worten hob sie ein wenig den Stab, der an eine kurze und etwas dünn geratene Fackel erinnerte, »ist je nach Stärke des Zaubers, den ich ausüben werde noch ein-, höchstens zweimal zu benutzen. Es hat keinen Sinn mehr, hierherzukommen und im Schutz der Nacht den Dschungel zu durchstreifen, der von Mal zu Mal dichter und gefährlicher wird. Die Abtrünnigen und die bösen Geister, die sie unterstützen, sind schon zu weit vorgedrungen, als daß man sie noch zurückdrängen könnte. Nur ein Wunder kann noch mal eine Wende herbeiführen. Und dieses Wunder, Lavan, erwarten wir von dir! Welche Botschaft hast du für uns?«

»Ich kenne sie nicht.«

Amana verhielt im Schritt, ihre glänzenden Augen musterten ihn. »Aber das ist…«

Er lächelte. »Die Botschaft ist mir nicht bewußt, Amana«, berichtigte er sich. »Im Palast Sodschon'nels wurde mir in Tiefenhypnose die Nachricht eingepflanzt, um zu verhindern, daß sie in falsche Hände gerät. Für den Fall, daß es mir nicht gelingen sollte, das feindliche Gebiet zu durchqueren, sollte ich selbst nicht wissen, welches Geheimnis ich bei mir trage. Erst in den Räumen der Kaythen wird mir die Botschaft bewußt werden.«

Sie atmete auf. »Ein weiser Entschluß.«

Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander her. Die Luft war heiß und stickig, und sie kamen nur langsam voran. Lavan mußte mit dem Kampfschwert armdicke Lianen und wildes Gestrüpp zerfetzen, um sich einen Weg in das Dickicht zu bahnen.

Amana sah erschrocken aus. »Es wuchert alles unheimlich schnell«, flüsterte sie. »Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Vor drei Tagen noch, als ich diesen Weg ging, war er frei.«

Nun war es so, daß sie Umwege gehen und den geringsten

Widerstand suchen mußten. Der alte Pfad war völlig überwuchert.

Das Knacken der Äste und Zweige, auf die sie traten, das Rascheln im Blattwerk und die Geräusche des Dschungels waren ihre ständigen Begleiter. Je länger Lavan sich hier in dieser grünen Hölle aufhielt, desto mehr begriff er den verzweifelten Plan seines Fürsten, mit einem einzelnen Mann noch mal eine Offensive ganz eigener Art zu versuchen.

Mit einem Heer von Reitern wäre hier unmöglich ein Durchkommen gewesen.

Allein wurden die Schwierigkeiten beinahe schon unüberwindlich, wenn er bedachte, daß er jetzt nach dem Verlust seiner Proviantausrüstung und seines Reittieres erst recht auf schnellstmöglichem Weg das Ende des Dschungels erreichen mußte.

Es gab hier nichts mehr Eß- und Trinkbares.

Die Wurzeln und Früchte waren ungenießbar und giftig. Die Wasserpflanzen, die unterhalb des Dickichts direkt am Boden wuchsen, waren ausgetrocknet und zerfielen zu Staub, wenn man sie berührte. Es schien, als wäre dieser wildwuchernde Dschungel ein einziges, lebensfeindliches Untier, das anderen jegliche Lebensmöglichkeit versagte.

»Unter diesen Umständen schaffen wir es nie in einem halben Tag.« Amanas Stimme klang verzweifelt. Die Kaythen-Prinzessin warf einen Blick auf den magischen Stab. Aber der konnte ihr jetzt auch nicht helfen. Damit ließ sich weder Wasser noch Speise herbeizaubern. Sie konnte mit dessen Hilfe lediglich den Eindruck erwecken, daß Wasser und Speise vor ihnen stand. Aber damit war ihnen nicht gedient.

Verbissen kämpften sie sich weiter durch das Dickicht, und sie kamen nur schrittweise voran.

»Vielleicht sollten wir einen Umweg über Lisdoa riskieren«, meinte Amana unverhofft.

Lisdoa war ein kleiner romantischer Ort an den Hängen des Kaythen-Landes. Dieser Ort war innerhalb weniger Wochen zu einer Bastion ausgebaut worden, nachdem die Kämpfe mit Ganthur-Vo einem unerwarteten Höhepunkt zustrebten. Mehr als tausend Soldaten hatte Sodschon'nel nach Lisdoa geschickt. Nicht einer mehr war zurückgekehrt. Lisdoa war eine Stadt der Toten.

Im ersten Moment schien Amanas Vorschlag darauf hinauszulaufen, einen Umweg zu machen. Doch wenn man berücksichtigte, daß der Ort noch nicht vom Urwald überwuchert war und sie dort noch Wasser fanden, konnten sie gestärkt und schneller ihren Weg fortsetzen.

Sie legten eine dringend notwendige Pause ein und besprachen sich. Lavan schloß sich Amanas Vorschlag an, die sich hier besser

auskannte als er, dem dieses Gebiet nur von der Karte her vertraut war und der die letzten Entwicklungen im Kampfgeschehen nur erahnen konnte.

Sie gingen Richtung Lisdoa, und nach einiger Zeit erblickten sie in der dunkler werdenden Luft die Umrisse von Häusern und spiralförmigen Türmen. Vorsichtig pirschte Lavan sich mit gezogenem Schwert an die Dschungelgrenze heran. Aber von einer Grenze konnte man schon nicht mehr sprechen. Wie gierige Arme ragten weiche, elastische Lianen und Äste über den Dschungelrand hinweg und bohrten sich in brüchiges Gestein. Die Häuser waren zerfallen. Wind und Wetter schienen schon vor langer Zeit damit begonnen zu haben, die blauen Ziegel ausbleichen und morsch werden zu lassen, der Verputz war überall abgebröckelt, die Spiraltürme wirkten trist und farblos.

Eine Geisterstadt erwartete sie, nach der der Urwald bereits seine Fühler ausstreckte. Überall wuchsen Moose und Farne aus Fensterlöchern und Eingängen. Lianen und andere Schmarotzergewächse bildeten bereits eine dichte Mauer. Die Luft in Lisdoa bewegte sich nicht. Es war hier so heiß und stickig und feucht wie in einem Treibhaus.

Lavan näherte sich dem Ort, in dem vor Wochen noch Menschen lebten. Nun war niemand mehr hier. Er fand verdörrte und mumifizierte Gestalten in den Häusern und Türmen, sogar auf den Straßen. Pferde- und Hundeskelette waren zum Nistplatz dunkler, raschelnder Würmer geworden, die die Hohlräume der Knochen ausfüllten und sich blitzschnell zurückzogen, als sie die Vibration von Lavans Schritten auf dem Boden spürten.

Obwohl Amana ihm das ausdrückliche Versprechen gegeben hatte, im Gebüsch zurückzubleiben, kam sie nun doch auf ihn zugerannt und hielt sich dicht an seiner Seite.

»Das ist ja furchtbar«, entrann es ihren Lippen. »In der kurzen Zeit kann doch eine Stadt nicht so aussehen, kann Leben nicht so verrotten…«

»Wo Mächte wirksam werden, die wir vergessen oder unterschätzt haben… scheinbar doch«, stieß Lavan tonlos hervor.

Die Geisterstadt flößte ihnen Furcht ein.

Die verrotteten Skelette der Gefallenen waren entweder von Käferheeren, Würmern und Spinnen besetzt, oder aus den morschen Knochen wuchsen scharfschneidige Farne und Gräser heraus.

Alles war verwüstet, öde und leer, und Trauer befiel die beiden Ankömmlinge.

Die Brunnen waren vergiftet oder leer, in den halbzerfallenen Häusern gab es nichts mehr Eßbares. Alles geplündert.

Und überall hatten Feuer gewütet. Die Wände waren geschwärzt,

und noch jetzt lag Brandgeruch in der Luft. Es schien, als wäre ein Feuersturm ungeheuren Ausmaßes über Lisdoa hinweggebraust und hätte die Bewohner und die Häuser von einer Sekunde zur anderen in lodernde Fackeln verwandelt.

Mitten auf dem ehemaligen Marktplatz, der von zwei baufälligen Spiraltürmen im Norden und Süden markiert wurde, stand ein großer Käfigkarren. Er war von außen mit einem gewaltigen Tuch verhängt.

»Was hat das zu bedeuten?« Auch Amana wußte nichts damit anzufangen.

Neugierig gingen sie näher heran, und Lavan hob einen Zipfel des schweren Vorhangs, um einen Blick darunter zu werfen.

Da fiel der Schatten über ihn.

Ehe Lavan sich versah, stieß etwas aus der Dunkelheit auf ihn zu. Er riß noch das Schwert hoch, schlug zu, traf aber ins Leere und wurde durch den eigenen Schwung zusätzlich nach vorn gerissen. Den hätte er noch abbremsen können. Aber da waren die großen, glitschigen Hände direkt über ihm und versetzten ihm einen Stoß, daß er ins Dunkel flog.

Amana schrie. Sie wurde ebenfalls gepackt und flog durch die Luft, und bei dem Versuch, sich des unsichtbaren Eindringlings zu erwehren, verlor sie den magischen Stab. Rasselnd fiel ein Gittertor herab.

Die Kaythen-Prinzessin landete auf dem schmutzigen Boden, inmitten eines ausgedörrten Skeletts. Die morschen Knochen brachen klappernd zusammen, und Amana gab einen gellenden Schrei von sich, in das sich das spöttische und donnernde Lachen der Gestalt mischte, die vor ihnen an langen Armen aus dem Dunkel herabkam.

*

Erst nahmen sie die Umrisse des Wesens wahr, das auf zwei Beinen stand, einen menschenähnlichen Körper hatte – und doch kein Mensch war.

Lavan richtete sich auf, umklammerte das Schwert mit beiden Händen und drückte Amana hinter sich, um sie nicht unnötigerweise in Gefahr zu bringen.

Die Gestalt, die sich kaum vom Dunkel des Gefängnisses abhob, in das sie geraten waren, lachte wieder. Dann begann sie geisterhaft zu leuchten und die außergewöhnlichen und erschreckenden Einzelheiten ihres Leibes wurden sichtbar.

Der Kopf auf den Schultern lief konisch zu und war mit zahllosen Facetten besetzt. Das konnten ebenso mehrere Augen wie auch nur ein einziges sein. Lavan hielt den Atem an, als sich sein Konterfei in den Facetten spiegelte, als bestünde er aus lauter Mosaiksteinen.

Aus den Schultern des Chitinoberkörpers ragten lange, spinnengleiche Arme, die schwarz und klebrig waren, und Lavan erkannte erst jetzt und damit zu spät, daß dieses dämonische Geschöpf in einem riesigen Spinnennetz in der Dunkelheit über ihnen verharrte und sich dort völlig still verhalten hatte, bis sie auftauchten.

Unterhalb des fliehenden Kinns schwang ein rüsselartiger Auswuchs pendelnd hin und her. Das fingerdicke Etwas konnte sich vorstülpen und zusammenziehen, wobei jedesmal ein heller, unangenehmer Pfeif ton entstand.

»Der Insektenrufer!« entfuhr es der bleichen Amana.

»Wie ich sehe, kennt man mich bereits.« Sirrend und schrill hörten sich die Worte an, die dem röhrenartigen Fleischpendel entrannen.

»Du bist einer aus der Brut, welche die Galeere von der Insel gebracht hat«, konnte Amana nicht länger an sich halten. »Ein Dämon!«

Schauerliches Lachen schlug ihnen entgegen. »Richtig! Und es gefällt mir hier auf dem Festland. Es gibt viel zu tun. Ich kann mich ordentlich austoben. Hier gibt's endlich mal viel zu tun für mich. Das geht nur dort, wo man wirklich noch freie Hand hat.«

»Dann hast du die Bewohner Lisdoas ausgerottet?«

»Ich war so frei.« Es klang schrill und triumphierend. Sicher hätte der Insektenrufer gegrinst, wenn er das gekonnt hätte. Aber ihm fehlten die Lippen und der Mund dazu. »Nach getaner Arbeit überlegte ich gerade, daß es eigentlich nichts mehr gibt, was mich hier halten könnte, und beschloß abzureisen. Da sah ich euch kommen. So wartete ich ruhig ab. Ihr seid prompt in die Falle gegangen. Ihr Menschen seid merkwürdige Geschöpfe! Eure Neugier bringt euch noch um!«

Lavan hatte nie von dem Insektenrufer gehört. Er wußte, daß die Zahl der Geister und Dämonen Legion war, daß viele einen eigenen Aufgabenbereich zu erfüllen hatten und an besonderen Einsätzen teilnahmen, um Angst und Schrecken und nicht selten den Tod zu verbreiten. Die kleine Stadt Lisdoa am Südhang des Kaythen-Gebirges war ein Zeugnis dafür, was Verwirrte, Verirrte und Dämonen anrichten konnten.

Lavan begriff noch nicht alle Zusammenhänge: ihm war nur klar, daß so schnell wie möglich etwas geschehen mußte, ehe der Insektenrufer zum Handeln kam.

Er mußte dem Fallensteller zuvorkommen.

Noch während er dies dachte, handelte er schon. Sein durchtrainierter, elastischer Körper flog förmlich nach vorn, und mit beiden Händen ergriff er das Schwert und stieß es dann durch die Gitter direkt auf das Wesen zu.

Aber er traf ins Leere…

Der Insektenrufer hüpfte empor wie ein Floh, und sein hagerer Körper verschwand zwischen den oberen Gittern. Seine Spinnenarme griffen in das klebrige Netzwerk, das hoch über ihnen wie schwerelos schwebte, er zog die dürren Beine an, kicherte, und in seinen Facettenaugen glitzerten zahllose kalte Lichter. »Doch nicht so, Lavan, Abenteurer, von dem alle sprechen und den es nun doch bald nicht mehr geben wird, weil er in die Falle des Insektenrufers geraten ist. Glaubst du wirklich, du könntest mit diesem Zahnstocher etwas ausrichten?«

Lavan ließ nichts unversucht. Er kletterte an den massiven Eisenstäben empor. Auch die Decke über ihnen bestand aus Gitterwerk, und es stand weiter auseinander als die vier Seiten ringsum.

»Zu fett, mein lieber Lavan!« höhnte der Dämon, der mit seinem langen, spindeldürren Körper die Stäbe bequem hatte passieren können.

Lavan stieß in ohnmächtiger Wut das schwere Schwert nach oben. Aber der Insektenrufer schien an alles gedacht zu haben. Er saß zu weit entfernt in seinem Netz und lachte dröhnend.

»Dies verspricht ein besonders lebhaftes und interessantes Spiel zu werden«, höhnte der von der Dämoneninsel Gekommene. »Man sollte eben seine Zelte doch nie zu früh abbrechen. Hunderte aus Lisdoa versuchten zu entkommen. Keinem ist es gelungen. Meine lieben kleinen Freunde haben ganze Arbeit geleistet. Ich möchte sie euch auch vorstellen.«

Wie durch Zauberei glitt die schwarze Stoffwand in die Höhe.

Das geschah lautlos. Nicht lautlos geschah das, was in der beginnenden Dämmerung alles auf sie zukam.

Es raschelte, knisterte und schabte, als ob sich unzählige Chitinpanzer aneinander rieben.

Lavans Kopf flog herum. Die Augen des tapferen Abenteurers weiteten sich vor Entsetzen. Der Boden rings um den Käfig lebte. Ein Heer von Insekten, Käfern und Würmern wälzte sich auf die Falle zu, kam aus den Häusern, den zerbrochenen Knochengerippen, aus Erdspalten, aus dem nahen Dschungel und aus der Luft.

Es surrte und summte, brummte und wisperte.

Myriaden von Kleinlebewesen waren auf dem Weg, ihnen den Garaus zu machen.

Sie gehorchten dem Befehl des Insektenrufers.

*

Die Galeere glitt schaukelnd in die dunkle, nebelgeschwängerte Bucht.

Langsam senkte sich das Schiff aus der windgepeitschten Luft herab.

Ganthur-Vo war von Triumph erfüllt, als er die Galeere verließ, um an Land zu gehen. Schwarzer, glitschiger Fels ragte als ein hügelig ansteigendes Plateau vor ihm empor. Knorrige Gewächse, an äonenalte Bäume erinnernd, die versteinert waren, bildeten eine seltsame Flora auf dieser abgelegenen Insel, in deren Mitte sich die schwarze Felsenburg mit Zinnen und Türmen erhob.

Durchlöcherte Felsen, als hätten titanenhafte Ungeheuer sie angefressen, bestimmten das Bild der Insel, auf der eine schaurige Atmosphäre herrschte.

Mit stolzgeschwellter Brust stand der Knochenadmiral auf dem Plateau, Wind umtoste ihn, Nebelschleier hüllten ihn ein, so daß er wie eine schaurige Statue in der Dämmerung stand und mit glühenden Augen zurückblickte zum Schiff, von dem jetzt die Rudersklaven unter Peitschenknallen und Spottgebrüll von der Galeere getrieben wurden.

Es waren Männer und Frauen, die aus dem Schiffsbauch getrieben wurden. Ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht wurden sie mißhandelt und gepeitscht, als sie stehenblieben. Die dämonische Schiffsbesatzung, die ausschließlich aus abstrusen, häßlichen Wesen bestand, denen jegliches menschliche Gefühl fremd war, machte das Geschehen zu einer Art Volksfest.

Aus den wallenden Nebeln schoben sich kichernd und schmatzend weitere Bewohner der Dämoneninsel und bildeten eine Gasse, durch die die Kaythen-Frauen und -Mannner, von denen niemand größer war als höchstens einssechzig, gehen mußten.

Die Insel der Dämonen, durch veränderte geistige Bedingungen auf dieser Welt geschaffen, erwartete die Neuankömmlinge.

Die Galeere, auf der Ganthur-Vo die schlimmsten und wildesten Begleiter um sich vereint hatte, spie immer mehr gräßliche Geschöpfe aus, und auch auf der Insel tauchten immer mehr auf.

Sie kamen hinter Felsblöcken her und aus Erdlöchern: Schwammige, gruselig anzusehende Wesen. Manche hatten keine bestimmte Form und schienen nur aus dichtem, brodelndem Nebel zu bestehen, andere wieder waren halbtierisch, trugen spitze oder gebogene Hörner, waren pelzbesetzt und hatten lange, buschige Schwänze.

Es wimmelte auf der Nebelinsel von unfaßbarem, grausigem Leben, das man nur in der Hölle erwartete.

Die Kaythen gingen geduckt und wirkten dadurch noch zwergenhafter.

»Na los, schneller!« grölte ein Dämon, riß die Peitsche durch die Luft und ließ sie erbarmungslos auf die Rücken der Entführten klatschen, daß die Schläge sich in das Pfeifen und Heulen des Sturmes

mischten.

Die Unglücklichen wurden den Berg hochgetrieben. Immer wieder glitten sie mit ihren nackten Füßen auf dem glitschigen Untergrund aus und wurden emporgepeitscht. Wie ein General, der seine Truppen besichtigte, stolzierte der knochige, Ganthur-Vo seitlich am Zug der Sklaven vorüber, die alles wortlos ertrugen.

»Beeilung!« brüllte ein anderer Dämon, der von der Galeere kam. »Wir wollen heute noch weiter. Eure Brüder und Schwestern warten schon auf uns. Die letzten können es kaum erwarten, die Utang-Zuur in schnellem Flug auf die Insel zu bringen.«

Grölendes Lachen. Ganthur-Vo stimmte ein.

Das Ganze bereitete ihm unermeßliche Freude. Er weidete sich an dem Entsetzen und der Verzweiflung der Sklaven. Keiner mehr von ihnen würde die alte Heimat erreichen, die sich von Grund auf veränderte, sobald die letzten, verirrten Kaythen hier auf die Insel gebracht wurden. Dann würde ein ganz neuer Abschnitt in der Geschichte dieser Welt beginnen. Von nun an würden die Geister und Dämonen sie beherrschen.

Sodschon'nel war nur noch Herrscher auf Zeit, ein Herrscher, der über ein geschwächtes Heer befahl, das nicht mehr zum Einsatz kam, dem ein geschwächtes und ängstliches Volk zur Seite stand. Im Handstreich ließ sich nun alles erledigen, nachdem die Zusammenhänge zwischen den Kaythen und Sodschon'nel klar waren. Er war ein Nachkomme aus der Sippe des Zesten, jener Rasse, die behauptete, von Göttern abzustammen. Ihre Ergänzung fanden die Zesten im Volk der Kaythen, die das absolute Glück auf jene Welt bringen, auf der sie sich niederlassen. Verschwanden die Kaythen, würde auch Sodschon'nel, der letzte Zesten-Herrscher, ein für allemal verschwinden.

Die Tatsache, daß man das Tabu berührt hatte, brach ihm das Genick. Er und das Tabu der Kaythen waren so eng miteinander verbunden, daß er nicht existieren konnte ohne die Anwesenheit des glückseligen Volkes. Die Welt Sodschon'nels würde zu einem Pandämonium werden.

Die Geister und Dämonen, die bereits hier weilten, rückten näher heran und engten die Gasse ein, durch die die Kaythen-Sklaven gehen mußten. Das Plateau mündete auf einer steppenartigen Ebene, die mit Rissen und Spalten übersät war. Aus der Tiefe des Berges stiegen heiße Dämpfe und schwefelgelbe Nebel. Erst wenn man diesen höher gelegenen Punkt der kegelförmigen Insel erreicht hatte, sah man, wie groß sie in Wirklichkeit war und wie weit entfernt die massigen Mauern und Türme der Burg waren.

Die verschreckten, schweißüberströmten und am Ende ihrer Kraft befindlichen Kaythen wurden durch Stöße und Peitschenschläge dazu

gezwungen, die unheimliche Landschaft zu betreten.

Fahl wie ein schmutziges Leichentuch lag die Luft über dem steppenartigen Plateau.

Ein Kaythen-Mann erhielt einen Stoß und tauchte im Schwefelnebel unter. Und noch während er nach vorn taumelte, vollzog sich eine gräßliche Verwandlung mit ihm.

Der Kaythe torkelte, geriet wie in einen Sog, und sein Körper wurde im gleichen Augenblick in die Länge gezogen. Ein entsetzlicher Aufschrei hallte über das gespenstische Plateau. Aus dem Kaythe war ein spindeldürrer Dämon geworden, aus dessen Körper schleimige, mit Saugnäpfen besetzte Tentakeln wuchsen, der einen langen, spitzen Vogelschädel hatte und mehr als dreimal so groß war als zuvor. Sein bizarrer Körper warf einen Schatten über die Geisterlandschaft, als er mit roboterhaften, schaukelnden Bewegungen über den rissigen Boden stapfte.

Mit großem Hallo und Freudengeschrei wurde er von den anderen Dämonen, die in großer Zahl erschienen waren, empfangen. Und er stimmte in dieses Freudengeschrei mit ein, als weitere Kaythen über die Ebene getrieben wurden, um zu Dämonen zu werden.

Der Umwandlungsprozeß war durch nichts aufzuhalten.

Eine Sklavin nach der anderen, ein Sklave nach dem anderen wurde in den Prozeß hineingezogen.

Ganthur-Vos breite, fleischlose Lippen waren leicht geöffnet. Er war aufs höchste erfreut und sein Triumph war grenzenlos. Er sah sich bereits am Ziel seiner Wünsche. Es hatte sich gelohnt, schwarzmagische Künste zu betreiben und sich mit den Fürsten der Finsternis einzulassen. Es gab deren viele, und sie alle dienten Molochos, dem Herren der Dämonen, der ein großes Ziel vor Augen hatte.

Ganthur-Vo war ehrgeizig. Er wußte, daß die obersten Dämonen peinlich genau auf den Ablauf des Rituals achteten. Demnach war es wichtig für sie. Es gab verschiedene Rangstufen in der Dämonenwelt. Hier auf der Insel existierten die niedrigsten Geister. Sie waren nicht besonders ehrgeizig und erkannten ihn als ihren Herrn an. Sein erster großer Wunsch war ebenso in Erfüllung gegangen wie sein zweiter. Er wollte seinen Tod überwinden – und das war ihm gelungen. Und er wollte die Heere der Geister und Dämonen, die aus einer jenseitigen Welt kamen, unter seine Kontrolle bekommen und ihre Anzahl durch den Volksstamm der Kaythen noch vergrößern. Er würde zum wahren Herrscher dieser Insel und schließlich dieser Welt werden. Alle Macht vereinte sich in seinen Händen. Sein Pandämonium sollte zum Vorbild für andere Dämonenherrscher und -meister werden. Die Reihen der Unheimlichen verdichteten sich. Jede Kaythen-Frau, jeder Kaythen-Mann – ein neuer Dämon. Über zweihundert Sklaven hatten die Insel

als Kaythen noch erreicht. Alle waren jetzt Dämonen, umgewandelt in einem geheimnisvollen Land, in dem die herkömmlichen Gesetze der Götter ihre Gültigkeit verloren.

Und es gab für Ganthur-Vo, den Untoten, kein Rasten.

Als der Umwandlungsprozeß abgeschlossen war und seine neuen Untertanen ihm zugejubelt hatten, wandte er sich strahlend um und kehrte zur Utang-Zuur zurück.

Die schauerlich anzusehende Besatzung schloß sich ihm an. Die anderen blieben zurück und bildeten eine dichte Traube am Uferrand. Die Winde zerzausten die dünnen, strähnigen Haare einiger Dämonen, die dunkelfarbigen Nebel wurden auseinandergerissen und verdichteten sich an manchen Stellen derart, daß die gespenstischen Bewohner der Insel nur noch als Schemen wahrnehmbar blieben.

Ganthur-Vo kehrte in seine mit rotem Samt ausgestattete Kapitänskabine zurück und gab den Befehl, die Utang-Zuur in Bewegung zu setzen. Die Elemente gehorchten ihm ebenso wie die geistigen Kräfte, die von den entführten göttlichen Kaythen zurückgeblieben waren. Keiner mehr saß auf den Ruderbänken. Und doch bewegten sich auf geheimnisvolle Weise die Ruder und blähten sich die lederartigen Schwingen, als würden sie sich mit Sauerstoff vollpumpen.

Die Utang-Zuur schwang lautlos herum. Die schaurigen Matrosen setzten die Segel, und das Schiff stieg aufwärts und nahm Fahrt auf. Über die Schaumkronen hinweg jagte es in den offenen Ozean. Die tosenden Elemente begleiteten die Galeere, ohne ihr etwas anzuhaben, und die Geräusche des orkanartigen Sturms und die krachenden, peitschenden Wellenberge, die donnernd zusammenstürzten, bildeten eine schaurige Melodie, die die Utang-Zuur auf der Reise über den Ozean begleiteten.

*

Schweiß perlte auf Lavans Stirn.

»Wir sind verloren«, hörte er Amanas Stimme wie aus weiter Ferne. Die junge Kaythen-Prinzessin klammerte sich an ihn und starrte mit schreckgeweiteten Augen auf das in sich zusammengestürzte Skelett in der Ecke, aus dem nun ebenfalls eine größere Käferschar krabbelte.

Das also war ihr Schicksal. Sie würden vom Heer der Insekten skelettiert werden. Dem Unglücklichen, der vor ihnen in die Falle des Insektenrufers gegangen war, und dessen Skelett dort in der Ecke lag, war auch nicht mehr zu helfen gewesen.

»Hier nützt ein Schwert so wenig wie die bloße Hand vorm Biß einer Skatan-Echse«, preßte Lavan hervor. Der Platz vor ihnen wimmelte, und die Würmer, Käfer und anderen krabbelnden und

kriechenden Gattungen preßten sich so eng aneinander, daß von dem grauen, harten Untergrund nichts mehr zu erkennen war. Vor dem Käfigwagen war nun höchstens noch eine Fläche von zehn Metern frei. Aber unaufhaltsam schob sich das Heer näher.

Die ersten geflügelten Arten erreichten das Gestänge. Einige verharrten dort und krochen mit ihren klebrigen Beinen höher empor, andere landeten in Lavans und Amanas Gesicht. Die Käthen-Prinzessin schlug um sich. Lavan zertrat einige der daumengroßen Flugkäfer, daß die Chitinpanzer krachend wie Nußschalen aufsprangen und eine zähe, dunkelgrüne Brühe aus den Spalten quoll.

Lavan zerschlug und zerstampfte geflügelte Käfer, soviel er erwischen konnte. Einige nisteten sich in seinen Haaren ein; kleinere Arten traten auf, die sich die Körperöffnungen als Ziel auserkoren hatten. Sie setzten sich in Mund und Nasenlöcher, krochen in seine Ohren, und er hatte alle Hände voll zu tun, um sich der kleinen Plagegeister zu erwehren.

Amana stürzte zu Boden, kroch auf allen vieren an Lavan vorbei, suchte die vorderste Ecke auf und streckte ihren kleinen schlanken Arm zwischen die Gitterstäbe, um den magischen Stab zu greifen, den sie vorhin verloren hatte.

Er lag zu weit seitlich und ihr Arm war zu kurz, als daß sie es hätte schaffen können.

»Lavan! Schnell!« keuchte sie. »Wir müssen, versuchen, den magischen Stab wiederzubekommen. Er ist unsere einzige Rettung… ah, pfuii…!« Sie schüttelte sich. Während des Sprechens waren zwei längliche, braungelbe und flache Flügelinsekten zwischen ihre Zähne gekrochen. Angewidert spie sie die Tiere aus. Eine Gänsehaut lief über ihren Körper.

Lavan zögerte nicht lange, stieß das Schwert durch die Stäbe, hangelte nach dem magischen Stab und zog ihn näher heran.

Höhnisches Lachen war über ihnen zu hören.

»Sitzt euch die Angst schon so tief im Nacken, daß ihr nicht mehr wißt, was ihr tut?« sagte er mit schriller, entnervender Stimme. »Was versprecht ihr euch von dem Stöckchen? Glaubt ihr, damit um euch schlagen zu können?« Der Insektenrufer schwang in seinem Netz hin und her. Er genoß das grausige Schauspiel, das sich zuspitzte.

Die Geflügelten hingen bereits zu Hunderten an den Eisenstäben, die anschwollen, als würden sie wachsen.

Dem Insektenrufer kam es nicht darauf an, das Spiel so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Im Gegenteil!

Er wollte sich an der Qual, an der Verzweiflung seiner Gefangenen ergötzen. Er wollte sehen, wie Amana in Wahnsinn verfiel, wie Lavans Mut zerbrach, der bis jetzt nicht aufgab, der die geflügelten Peiniger zertrat und zerdrückte. Aber wo er zehn vernichtete, kamen fünfzig

neue hinzu. Die Stangen, an denen sie unter-, über- und nebeneinander klebten, wurden immer dicker. Das Surren und Brummen war so laut, daß Lavan die Luft für einen brummenden Motor hielt.

Der Abenteurer zog den magischen Stab näher an den Käfigwagen heran und preßte sich dann dicht an die Gitter. Wo seine Schulter gegen das Metall kam, zerquetschte er zahllose, geflügelte Käfer und Larven.

Sein Gesicht verzerrte sich, als er sich weit nach vorn beugte. Er hatte Mühe, den Stab mit den Fingern zu greifen. Der Wagen stand ziemlich hoch. Doch er schaffte es.

Amana, deren Gesicht, Kopf und Arme mit Fliegen, Käfern und Larven bedeckt war, zitterte am ganzen Leib. Sie hatte es aufgegeben, sich gegen die Plagegeister zur Wehr zu setzen.

»Endlich! Endlich«, wisperte sie, nach dem Stab greifend und ihn in beide Hände nehmend. »Ich setze alles auf eine Karte. Wenn es mißlingt, haben wir Pech. Dann sind wir so oder so verloren. Unterstütze mich, Lavan! Schlag' mit dem Schwert gegen die Eisenstäbe! Du mußt toben wie ein Verrückter. Es muß so aussehen, als ob du verzweifelt eine Möglichkeit suchst, das Gefängnis hier um uns aufzubrechen. Schnell, fang' an, zögere nicht!«

Lavan gehorchte. Mit der Breitseite schlug er das schwere Kampfschwert gegen die Stäbe. Hunderte von Insekten fielen tot zu Boden oder blieben als Leichen auf ihren Artgenossen kleben. Funken sprühten, als Metall auf Metall traf, und dumpfes Dröhnen erfüllte die Luft, als würde ein Gong geschlagen.

Der Insektenrufer lachte. Kalte Lichter reflektierten glitzernd auf seinem Facettenschädel. Seine dürren Arme zuckten.

»So ist's recht! Sucht euch einen Ausweg, sucht ihn euch!«

Aus den Augenwinkeln nahm Lavan das Verhalten Amanas wahr. Die war auf die Knie gesunken. Ihr Gesicht war eine Maske aus wimmelndem Ungeziefer. Die junge Kaythen-Frau umschloß mit beiden Händen den Stab, und leises, unverständliches Murmeln kam über ihre Lippen.

»Nun betet sie einen alten, morschen Stock an!« brüllte der Insektenrufer. »Als könne der ihr helfen! Welch ein köstliches Bild!«

Amana bewegte die kleinen zarten Hände hin und her, als wolle sie den Stab zerreiben. Auf die Finger setzten sich fette Fliegen. Einige gerieten zwischen ihre Hände und wurden zerrieben. Amana erschauerte, als sie den feuchten Brei auf der Haut spürte, aber sie öffnete nicht ihre Hände, um das begonnene Ritual nicht zu unterbrechen.

Hauchdünne weiße Wölkchen stiegen aus dem Innern ihrer Handflächen.

In der gleichen Sekunde gab der dämonische Insektenrufer einen wilden Schrei von sich und zuckte zusammen.

*

Was war das?

Die kalten Facettenaugen des Insektenrufers nahmen das unverständliche Bild in sich auf.

Er sah Lavan, der mit einem wilden Schlag gegen die Schmalseite des Gitters zum Erfolg kam. Der Riegel verbog sich und rutschte knirschend ein Stück nach links.

Der Abenteurer warf die Arme in die Höhe und riß die am Boden hockende Amana an sich. Gemeinsam eilten sie auf das Gittertor zu, und Lavan arbeitete verbissen daran, es langsam weiter nach oben zu drücken, was ihm auch gelang.

Doch dies war noch nicht alles.

Die Käfer, Fliegen und Larven, die an dem Gestänge hingen, lösten sich plötzlich, und ehe der Insektenrufer begriff, wie ihm geschah, kamen die Fluginsekten wütend surrend und brummend auf ihn zugeflogen.

Seine langen Spinnenarme fuhren durch die Luft wie Dreschwerkzeuge. »Was soll das?« rief er verstört! »Ich habe euch nicht gerufen! Zurück!« Ein ganzer Schwarm hüllte ihn ein und setzte sich auf seinen Schädel und seine Schultern. Das Netz war überschwemmt von Larven und Käfern, die dort hängenblieben.

Wütend umkreisten ihn weiterhin andere und griffen ihn an.

An einem klebrigen Tau ließ er sich blitzschnell nach unten gleiten, schwang durch die Luft und kam vor dem inzwischen halb geöffneten Gittertor an und sah, wie Lavan und Amana hinter dem schwarzen Vorhang verschwanden, ohne ihn, den Dämon, auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen.

Die Geister, die er gerufen, peinigten ihn selbst. Da war etwas schiefgelaufen.

»Ich befehle euch, auf der Stelle zu verharren! Ihr könnt euch nicht mehr bewegen. Erst, wenn ich es wieder will!«

Da ließen die Insekten von ihm ab und kehrten zurück zu den anderen auf den Bäumen, auf der Erde und an dem verhangenen Wagen.

Pfeifend und keuchend rannte der Insektenrufer um den Wagen herum, warf sich zu Boden und blickte unter den Käfig.

»Nichts! Sie sind verschwunden! Bei Ganthur-Vo, wo können sie nur sein?« Verzweifelt blickte er sich um. Die beiden Gefangenen waren wie vom Erdboden verschluckt. »Sie sind zauberkundig, sie haben sich der Weißen Magie bedient«, stieß er wütend hervor und

lief auf das halb hochgeschobene Gittertor zu.

*

Lavan sah ihn kommen. Er begriff das Ganze nicht. Der Insektenrufer benahm sich plötzlich so, als hätte er den Verstand verloren.

Amana erhob sich schwankend auf ihre Beine. Auf dem Boden des Käfigs, in dem sie eingesperrt waren, lag der rauchende magische Stab.

Die Kaythen-Prinzessin wischte sich die krabbelnden Insekten vom Gesicht und aus den Augen.

Der Insektenrufer, der sich das Gittertor eingehend betrachtete, schien die beiden Gefangenen überhaupt nicht wahrzunehmen.

»Er erlebt eine Halluzination«, wisperte Amana. Sie hätte auch laut sprechen können, und der Dämon hätte sie dennoch nicht gehört. »Ich habe den magischen Stab beschworen, folgende Bilder aus meinem Geist in eine scheinbare Wirklichkeit umzusetzen: er hat gesehen, wie du mit dem Schwert den Riegel verbogen hast und wir wir gemeinsam darangingen, das schwere Tor anzuheben und darunter wegzutauchen. Gleichzeitig haben sich die Insekten, die er gerufen hat, gegen ihn selbst gewendet. Dabei ist das eingetreten, was ich erhofft habe. Er gab ihnen den Befehl, sich völlig still und abwartend zu verhalten. Die Insekten gehorchen ihm. Nun ist er von seinem luftigen Beobachtungsort herabgekommen, um festzustellen, wie es geschehen ist, daß du das Tor überwinden konntest. Schließlich muß er das wissen, um in Zukunft einen ähnlichen Vorfall zu vermeiden.«

Lavan stand mitten im Wagen. In der Atmosphäre lag ein unbeschreibliches Grauen. Am Rand des Dschungels türmten sich meterhoch Insektenberge empor, die abwartenden, raschelnden Tiere hingen am Käfig so dicht aufeinander, daß sie die Räume zwischen den einzelnen Gitterstäben fast verstopften.

»Ich kann es nicht fassen, aber es scheint wirklich zu sein«, murmelte Lavan. »Er kann uns weder seihen noch hören… er reagiert überhaupt nicht.«

»Er sieht den Wagen leer vor sich. Der Dämon untersucht das Schloß, den Riegel… hoffentlich beeilt er sich.« Amana hielt die Augen halb geschlossen, als müsse sie sich auf etwas Bestimmtes konzentrieren. »Wenn er das Schloß nicht öffnet, um es zu überprüfen, dann war alles umsonst«, fuhr sie wispernd fort. Ihr kleines Gesicht zeigte die Spuren des Kampfes zwischen den Insekten, die dort schmierige Flecke hinterlassen hatten, und es zeigte die Anspannung, unter der sie stand. »Überprüft er den Riegel, wird er das Tor herabziehen – er glaubte jedenfalls, das zu tun. In dem Augenblick

jedoch, da das Schloß nicht mehr gesichert ist, kommt der entscheidende und nicht mehr wiederkehrende Moment. Wir können ausbrechen, müssen hinaus. Da die Insekten noch unter dem Befehl des Insektenrufers stehen, werden sie uns nichts tun. Solange jedenfalls nicht, wie der Stab glimmt…« Ihre Stimme klang ängstlich. »Es sieht nicht sehr gut aus«, fügte sie bleich hinzu. »Der magische Stab ist kurz. Der Rauch wird verwehen und die Bilder, die der Dämon sieht, mit ihm. Dann wird er erkennen, was wirklich geschehen ist, und wir stehen daran noch immer hier mitten im Käfig, und es gibt keine Möglichkeit mehr, irgend etwas zu unternehmen. Die Insekten werden uns auffressen.«

*

Da rutschte der Riegel zurück.

»Jetzt!« stieß Amana hervor.

Die Spinnenarme des Insektenrufers klammerten sich in das Gestänge und hoben es leicht an. Für ihn aber war es so, daß er das Gittertor nach unten zog, denn für ihn war es nach oben geschoben.

Lavan und Amana verloren keine Zeit.

Der Abenteurer warf sich dem Tor entgegen und riß es empor, dem Insektenrufer aus den Händen.

Das Tor war offen.

»Der Rauch!« schrie Amana da entsetzt. »Er verweht! Die Halluzinationsbilder weichen, Lavan!«

Er sah es an der Reaktion des Dämons.

Ein erstaunter Ausdruck breitete sich auf dem Facettengesicht aus. Doch der Insektenrufer kam nicht mehr dazu, den Zusammenhang klar zu erkennen und über das, was jetzt geschah, nachzudenken.

Das Schwert zischte durch die Luft. Lavan schlug dem Dämon den Kopf ab, ehe der seinen Befehl an die zu Millionen auf Abruf versammelten Peiniger widerrufen konnte.

Ohne einen Laut von sich zu geben, sackten Körper und Kopf des Unheimlichen auf den Boden. Der Kopf rollte unter den Käfigwagen.

*

Wie würden die Insekten reagieren?

Lavan wagte kaum zu atmen, als er das mit dunkelgrünem Blut verschmierte Schwert flüchtig abwischte.

Noch blieb alles ruhig. Würde sich etwas ändern, wenn sie sich dem Millionenheer näherten? Und etwas anderes blieb ihnen gar nicht übrig. Sie mußten durch das Meer der Insekten, das den Käfigwagen von allen Seiten umringte, wollten sie die Stadt verlassen und

untertauchen.

Er machte die Probe aufs Exempel, während er die zitternde Amana bei der Hand nahm. Mit dem Schwert stocherte er in dem. Insektengewimmel herum. Die rührten sich kaum und reagierten nicht. Da wagten sie es.

Es knirschte und krachte unter ihren Füßen, als sie auf die Insekten traten. Sie versanken bis zu den Knöcheln in dem Millionenheer, das die ganze Stadt heimgesucht hatte. Die wimmelnden, meterhohen Berge ließen sie links liegen. In einem weiten Kreis mußten sie die insektenverseuchte Stadt umgehen, ehe sie in eine Ebene gelangten. In einem steppenartigen Tal gingen sie weiter. Selbst als endgültig die Dunkelheit einbrach, rasteten sie nicht. Sie gönnten sich keine Ruhe. Beide hatten nur eins im Sinn: die Stadt, wo die Feinde harrten, so weit wie möglich hinter sich zu bringen.

Stunde um Stunde wanderten sie. Amana fielen die Augen zu, und Lavan nahm die zierliche Kaythen-Prinzessin auf die Arme und setzte den beschwerlichen Marsch fort. Nur der Gedanke daran, daß die Insekten auf irgendeine Weise doch noch an ihren ursprünglichen Auftrag erinnert wurden und sich auf den Weg machten, um ihren Meister eventuell zu rächen, hielt ihn auf den Beinen. Wenn er sich vorstellte, daß die Plagegeister wie ein lebender Berg sich hinter ihnen herwälzten, gab ihm das immer neue Kraft, wenn er zu erlahmen drohte.

Wie in Trance kam er voran, ohne eine Pause einzulegen. Er schritt aus wie ein Roboter, aber seine Schritte waren lahm und unsicher.

Die Nacht war finster, aber Lavan hatte Augen wie ein Luchs. In der Ferne wuchsen die mächtigen Kämme des Kaythen-Gebirges in die Höhe und schienen sich mit dem schwarzen Himmel zu vereinen.

Es gab zahlreiche verschlungene Pfade, die zwischen dem mannshohen Gras und dem Dornengestrüpp ins Gebirge führten. Ein schwieriger Aufstieg lag vor dem tapferen Abenteurer, dessen Kraft nachgelassen hatte, dessen Mut und Wille aber ungebrochen waren.

Die Hänge wurden sanfter und waren weniger steil. Wenn er sich umwandte, glaubte er in der Tiefe den alles überwuchernden Urwald zu sehen, den sie im großen Kreis umgangen waren. Aber war er nicht auch schon dort zu sehen, wo vorhin noch das Steppental lag?

Das ferne, unruhige Rauschen in der Luft bereitete ihm Sorgen. Er meinte, daß der Urwald sich mit jeder Minute, die verging, weiter in die Landschaft hineinfraß, daß er wie ein Moloch war, der unersättlich alles in sich verschlang, der vielleicht sogar das Kaythen-Gebirge überwucherte, wenn man ihm die Zeit dazu ließ.

Der steile Weg in die Höhe kostete ihn mehr Kraft, als er noch geben konnte. Lavan mußte Pausen einlegen. Bei einer solchen Pause kam Amana zu sich. Er ließ sie wissen, wo er sich vermutlich befand,

und sie blickte sich um und durchbohrte mit ihren klugen, wissenden Augen die Dunkelheit. Und sie sagte ihm, wie er den Weg zum Eingang in das Höhlenreich, das die Kaythen sich zu guter Letzt noch geschaffen hatten, abkürzen konnte.

Er wählte diese Abkürzung. So gelangte er schließlich auf die andere Seite des Berges, die weitaus stärker zerklüftet war. Steilhänge ragten aus dem brausenden Meer. Donnergetöse erfüllte die Luft, wenn die riesigen Wellen an das Gestein spülten.

Sie erreichten einen Wasserfall, der rauschend vor ihnen in die Tiefe stürzte.

Durch ihn mußten sie durch. Dahinter breitete sich eine dunkle Höhle aus, deren Wände fluoreszierend schimmerten. Das Licht zeigte ihnen den Weg.

Lavan war am Ziel.

Nun mußte jeden Augeblick der Moment kommen, wo er sich an das erinnerte, was man ihm in Tiefenhypnose eingepflanzt hatte und was den letzten hundertsiebzig Kaythen die ersehnte Rettung bringen sollte.

Aber in seinem Bewußtsein rührte sich noch nichts.

Er und Amana erreichten einen Mauervorsprung, der einen Durchlaß bildete. Bevor sie hinter der Biegung verschwanden, warf Lavan noch einen Blick zurück.

Der Wasserfall rauschte unverändert und heftig in die Tiefe. Hätte er jetzt einen Blick durch den Wasservorhang werfen können, wäre ihm vielleicht in der Tiefe des Meeres, wo das beginnende Morgengrauen sich am Horizont spiegelte, ein winziger Punkt aufgefallen, der sich rasch vergrößerte.

Es war Utang-Zuur, die Galeere des Grauens, die sich der zerklüfteten Bucht unterhalb des Wasserfalls näherte.

*

Der Morgen graute in Los Altos.

Captain Dyan Santville gähnte herzhaft und beugte den Kopf nach hinten. »Die ganze Nacht auf einem Autositz zu verbringen, ist auch nicht das Bequemste«, sagte er zu seinem Begleiter Judge.

Die beiden Männer hatten die ganze Nacht ausgeharrt. Im Haus war in der Nacht mehrmals Licht angegangen.

Mehr war dort nicht geschehen. Ed Gilmore war nicht aufgetaucht. Er hatte die Nacht im Haus verbracht.

Judges Theorie, daß der Privatdetektiv möglicherweise der Geliebte der Witwe war und die beiden gemeinsam etwas mit dem Tod des Anwalts zu tun hatten, schien doch etwas für sich zu haben. Aber so ganz wollte Santville sich mit diesem Gedanken nicht

anfreunden. Zuviel Ungereimtheiten gab es da. Wie er Gilmore kannte, steckte der auch seine Nase in Dinge, die ihn eigentlich nichts mehr angingen.

Santville stieg aus dem Wagen. »Ich besorge, uns jetzt ’ne anständige Tasse Kaffee, Judge. Und dann werden wir Misses Jefferson noch mal einen Besuch abstatten und bei dieser Gelegenheit nach Ed Gilmore fragen. Mal sehen, wie sie heute reagiert. Und bis ich zurückkomme, halten Sie mir weiterhin die Auge offen.«

Judge kroch aus dem Fahrzeug. »Ich vertrete mir ein bißchen die Beine, bis Sie zurück sind, Captain.«

Am Ende der Straße befand sich ein kleines Motel, in dem man ab fünf Uhr morgens frühstücken konnte.

Santville machte sich auf den Weg.

Judge zündete sich eine Zigarette an und ließ seinen Blick durch die Allee schweifen. Altes lag noch ruhig. In einzelnen Häusern brannte Licht. Die Stadt erwachte langsam zum Leben. Irgendwo in einer abgelegenen Straße, wurde ein Fahrzeug gestartet.

Judge ging müde und fröstelnd über die Straße. Das Haus von May Jefferson lag noch in völliger Dunkelheit.

Santvilles Assistent lief an der niedrigen Außenmauer entlang, spähte in den Park und kam in Höhe des Swimmingpools, den man hinter dem dichten Buschwerk mehr ahnen als sehen konnte.

Erst fünfzig Meter weiter war es wieder möglich, einen Zipfel des Bungalows zu erhaschen. Er nahm die eine Fensterfront wahr. Dahinter war alles dunkel.

Mit gleichmäßigen, langsamen Schritten ging er weiter und machte seine Runde, wie so oft in der vergangenen Nacht.

Da stutzte er.

Ein Licht flammte drüben im Haus auf. Licht in einem der Kellerräume. Für einen Moment lang fiel ein großer Schatten quer durch den Raum, ein zweiter näherte sich dem ersten.

Zwei Gestalten stürzten aufeinander zu. Die eine schwang etwas, das aussah wie eine Keule oder ein Knüppel.

Das Licht ging aus.

Ein gedämpfter schrecklicher Aufschrei drang an Judges Ohren.

Der Assistent stand eine Sekunde lang wie gelähmt.

Dort drüben passierte etwas. Was ging dort vor?

Er zögerte nur einen Moment. Dann sprang er kurzerhand über die Umzäunung, rannte quer über den Rasen, lief geduckt unter den tiefhängenden Zweigen eines Baumes durch und erreichte die Haustür.

Er drückte auf die Klingel und ließ seine Hand auf dem Knopf liegen, während er mit der anderen heftig gegen die Eingangstür trommelte.

»Aufmachen! Polizei!« rief er.

Die Bilder, die er Silhouettenhaft wie einen in Bewegung gesetzten Scherenschnitt beobachtet hatte, ließen ihn nicht los.

Im Keller kämpften zwei Menschen. Der eine war auf den anderen losgegangen mit einer Waffe in der Hand.

Santville hatte recht gehabt: irgend etwas war hier nicht ganz geheuer. Es schien, als hätte sich die lange Nacht, die sie sich um die Ohren geschlagen hatten, nun doch gelohnt. Hoffentlich jedoch nicht auf Kosten eines Mordes.

Wer kämpfte dort unten im Keller mit wem? Diese Frage ließ ihn nicht los.

Eine halbe Minute verging, eine ganze. Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit, und er spielte bereits mit dem Gedanken, das Fenster im Parterre einzuschlagen und ins Haus einzudringen.

Jede Sekunde, die verstrich, vergrößerte das Risiko, daß dort unten im Haus etwas geschah, was man unter Umständen verhindern konnte.

Da flammte Licht im Flur auf. Schritte kamen, die Treppe herab.

»Ja?« fragte eine aufgebrachte Stimme. May Jefferson war nicht gerade erfreut über die frühe Störung.

»Aufmachen, Polizei!« wiederholte Judge.

Die Tür wurde geöffnet.

May Jefferson trug einen bis zu den Fußspitzen reichenden, orangefarbenen Morgenmantel aus Samt.

Sie sah schläfrig aus, und unter ihren Augen lagen tiefe Ringe. Das Haar war zerzaust. Die Frau kam direkt aus dem Bett.

»Warum denn so stürmisch? Haben Sie's so eilig?«

»Wer ist außer Ihnen noch in Ihrem Haus. Misses Jefferson?«

»Diese Frage ist eine Unverschämtheit!« stieß sie hervor. Ihre Augen blitzten ihn an. »Aber wenn Sie's genau wissen wollen: niemand.«

»Dann ist jemand hier eingedrungen.«

»Hier eingedrungen?!«

»Ja, in Ihren Keller. Zwei Personen! Ich habe von außen beobachten können, wie sie aufeinander losgingen. Ich habe einen Schrei gehört.«

»Einen Schrei?« May Jeffersons Stimme war ein Hauch. »Aber wer sollte hier schreien…?«

»Eben, das frage ich mich auch, wenn sonst niemand hier im Haus ist. Sie gestatten?«

Mit diesen Worten lief Judge in den Korridor, auf die mit einem verschnörkelten, schmiedeeisernen Geländer versehene Kellertreppe zueilend.

Er stürmte nach unten und drückte mechanisch auf den Lichtschalter, so daß die Kellerleuchten die trübe Morgendämmerung

vertrieben, die durch die schmalen Fenster drang.

Santvilles Assistent lief tiefer in den Keller. Das Licht war rechts aufgeflammt, also lag der Kellerraum auf der entgegengesetzten Seite zur Straße.

Es gab mehrere Türen. Die meisten standen offen.

Ein Vorratsraum, die Waschküche, ein Fitness-Raum, in dem verschiedene Trimmgeräte standen.

Dann kam eine Tür. Verschlossen! Dahinter nahm Judge Geräusche wahr: Schwere Schritte, unter die sich ein leises, gequältes Stöhnen mischte, und ein rasselndes Atmen, als ob jemand in den letzten Zügen liege.

Judge drückte die Klinke herunter. Die Tür war von innen verriegelt.

»Aufmachen! Polizei!« brüllte er, während er gleichzeitig nach seiner Dienstwaffe griff.

Es schien seiner lautstarken Aufforderung gar nicht bedurft zu haben.

Noch ehe seine Worte verhallt waren, schnappte der Riegel bereits zurück. Die Tür wurde aufgerissen.

Judge war es gewohnt, schnell zu reagieren und Gefahren rechtzeitig zu erkennen. Doch diesmal ging alles zu schnell.

Er sah nur etwas Schwarzes, das wie ein Schatten vor ihm emporwuchs. Es zischte etwas durch die Luft, als ob ein Pfeil von der Sehne eines Bogens schnelle.

Zack…

Judges Oberkörper wurde hart getroffen. Wie glühender Stahl senkte sich etwas in seine Brust, und der rasende Schmerz raubte ihm fast die Sinne.

Der junge Mann kippte nach vorn. Die Hand, schon das kühle Metall der Waffe berührend, griff zuckend in die Luft und fand einen Halt an der nach innen schwingenden Tür.

Die Luft rauschte. Als ob ein Sturm ihn umtose, begann vor Judges Augen sich alles in wildem Tempo zu drehen.

Judge bewegte die Lippen, als wolle er noch etwas sagen, aber nur ein dumpfes, gequältes Stöhnen entrann seiner Kehle.

Er glitt an der Tür zu Boden, als May Jefferson gerade an der Treppe auftauchte.

Auf halbem Weg blieb die Witwe stehen. Ihre Hand fuhr zuckend zum Mund, und dann gellte ihr markerschütternder Schrei durch das stille Haus, als sie Judge dort liegen sah.

Auf seiner Brust, direkt in Höhe des Herzens, befand sich eine etwa zwanzig Zentimeter lange, tiefe Wunde, aus der Blut sickerte.

Der Mann schien direkt in ein Beil hineingelaufen zu sein.

*

Drei Sekunden lang stand May Jefferson da wie zur Salzsäule erstarrt und konnte den Blick nicht wenden von der reglosen, am Boden liegenden Gestalt.

Das Blut rauschte in den Ohren der Frau, ihr Herz raste, und sie brachte es nicht fertig, den Mann zu untersuchen, ob er wirklich tot war.

Ein Schatten fiel über den Polizisten.

»Ed?« murmelte sie tonlos.

Aber es war nicht Ed Gilmore, der aus dem Keller kam.

Es war ein Fremder ganz in Schwarz gekleidet. Sein Gesicht war verdeckt von einem flachen Visier das lediglich Schlitze für die Augen bereithielt.

Aus dem glatten, metallenen Schädel ragten dicke Dornen, die sich fächerförmig am Hinterkopf ausbreiteten.

Der Fremde hielt in der Rechten ein schwarzes Kampfbeil, das mit Blut besudelt war. Mit Judges Blut.

Da wandte er den Kopf in Richtung May Jefferson, erblickte sie, und sofort setzte er sich zur Treppe in Bewegung.

Der metallische Körper strahlte Kälte aus. Und diese Kälte traf May Jefferson wie der Hauch des Todes.

»Nein«, wimmerte sie, und die Augen traten ihr aus den Höhlen. »Ohh… neeeiiin… das gibt es nicht… das kann nicht sein!«

Die Frau war unfähig, sich loszureißen und blieb wie angewurzelt stehen, als der Schwarze Ritter sich ihr näherte…

*

Vom Hauptstrang des Höhleneingangs zweigten viele Wege ab in unbekanntes Dunkel. Lavan und seine hübsche Begleiterin aber blieben auf dem Hauptweg, der in die große Tempelhöhle führte. Es gab keine Wachen, die sie aufgehalten hätten oder ihnen entgegengekommen wären. Wer den Weg kannte, konnte hier eindringen, und niemand stellte sich ihm entgegen.

Die Kaythen waren entweder ahnungslos oder sie hatten resigniert.

Lavan wußte viel über das ungewöhnliche Volk, das nie gekämpft hatte, das einer Sippe entsprungen war, die direkt von den suchenden Göttern der Vorzeit abstammten. Einer aus ihrer Mitte, Cavhs genannt, wurde von ihnen seit Urzeiten verehrt. Ihm, so behaupteten sie, verdankten sie ihre ungewöhnlichen geistigen Kräfte und die Reinheit der Seele. Cavhs hatte allen Versuchungen standgehalten. Nie war es gelungen, ihn mutlos zu machen, nie, ihn gierig. Er hatte begriffen, daß die Reinheit des Geistes erhalten werden mußte, daß sie das

wahre Glück zu schenken vermochte. Im Kampf mit einem Großen, Namenlosen aus dem Reich der Finsternis hatte er gesiegt. Königreiche hatte man ihm zu Füßen gelegt, unermeßliche Reichtümer waren ihm angetragen worden – doch Cavhs hatte von all diesen Dingen nichts wissen wollen. Er bewahrte seine Unschuld, seinen Mut und die Entschlossenheit, die jenen eigen sind, die von den guten Göttern abstammten. Und seine Qualitäten hatten sich auf die übertragenen, die nachgekommen waren.

Cavhs, so berichtete die Legende, habe die Sprache der Blumen und der Tiere ebenso verstehen können wie die Botschaften der Götter, die für ihn und sein Volk und für viele andere Reiche bestimmt waren, und es stand geschrieben, daß er in sternklaren Nächten auf die höchste Erhebung des Gebirges wanderte, um Zwiesprache mit den Sternen zu halten. In jenen Nächten soll ein riesiger Vogel aus der Tiefe des Kosmos zu ihm gekommen und ihm das Geheimnis des Fliegens gelehrt haben. Seither konnten die Kaythen durch geistige Kraft ihre Körper versetzen und die Erdgebundenhalt aufheben. In einer anderen Nacht kam der geheimnisvolle Vogel wieder und Cavhs erhielt als Geschenk der Götter einen Stein, den er gut aufbewahren und nie in falsche Hände geraten lassen sollte.

Der heilige Vogel, dessen Name nur Cavhs vertraut war, kam dann niemals wieder.

Als für Cavhs die Stunde gekommen war, das Volk, das er lehrte, zu verlassen, ließ er den heiligen Stein zurück.

Das alles ging Lavan durch den Kopf, als er jetzt den Tempel betrat. Überall brannten Fackeln und Feuerstellen, um die die zwergenhaften Männer und Frauen saßen, die für diese Welt soviel bedeuteten. Sie lächelten, als Lavan und Amana kamen, aber sie stellten keine Fragen. Vom Tempel aus bückte man in die Wohnhöhlen, die sauber und einfach eingerichtet waren.

Mittelpunkt der Tempelhöhle bildete eine etwa fünfzig Meter hohe Statue, die einen riesenhaft vergrößerten Kaythen-Mann darstellte.

Es war die Statue des legendären Cavhs.

Zu seinen Füßen standen immer flache Schalen und kostbar verzierte Behälter, in denen verdampfende Flüssigkeiten und Kräuter dargeboten wurden. Kostbare Wohlgerüche erfüllten die Luft. Tief atmete Lavan sie ein, und es war ihm, als schwebe er auf Wolken.

Er wollte noch etwas sagen, aber in diesem Moment trat das ein, was er erwartet hatte, worauf er jedoch jetzt nicht gefaßt war.

Der posthypnotische Befehl überflutete sein Bewußtsein, so daß er augenblicklich in tiefen Schlaf fiel.

Er sank auf der Stelle, an der er gerade stand, nieder. Drei Kaythen sahen ihn stürzen, eilten auf ihn zu und fingen ihn auf.

Mit sparsamen Gesten und Worten gab Amana ihnen zu verstehen,

was sie tun sollten. Sie trugen ihn in eine mit weichen Stoffen ausgepolsterte Nische unmittelbar neben der Riesenstatue, die segnend ihre Hände über die kleinen Menschen hielt.

Amana beugte sich über den schlafenden Lavan und ließ ihre Finger zärtlich über das müde und abgekämpft aussehende Gesicht gleiten.

»Er trägt das Geheimnis, das uns alle angeht, bei sich. Er wird sich erinnern«, murmelte sie im Selbstgespräch vor sich hin. Zwei Kaythen-Männer, die abwartend neben ihr standen, nickten bedächtig. Aber in Wirklichkeit begriffen sie gar nicht, worum es hier ging. Sie waren wie in Trance, und es hatte keinen Sinn, sie aufzuklären. Etwas war mit ihnen geschehen. Wo des Rätsels Lösung lag, wußte auch sie nicht. Aber als zauberkundige Weißmagierin war ihr zumindest nicht die Fähigkeit abhanden gekommen, eine Gefahr als solche zu erkennen und sich darauf einzustellen. Nur mit schwachen Mitteln hatte sie bisher gegen das ankämpfen können, was den Kaythen zugefügt worden war. Mit Hilfe des magischen Stabes, den sie nun endgültig verloren hatte, war es ihr von Zeit zu Zeit gelungen, die Dämonenmannschaften unter Führung des grausamen und schrecklichen Ganthur-Vo zu täuschen. Im magischen Rauch waren Bilder aufgetaucht, die die Dämonen in die Irre geführt hatten. Die Ankömmlinge suchten oft stundenlang vergebens in abgelegenen Stollen und Gewölben, ehe die magischen Kräuter vergingen und sie den richtigen Weg fanden. Sie hatte das, was geschehen würde, mit Hilfe ihrer Magie lediglich hinausschieben, aber nicht verhindern können.

Das war keine Lösung auf Zeit gewesen.

Nun war Lavan gekommen. Sie war dem Schicksal dankbar, daß er sie ihre Bahn kreuzen ließ.

»Es kann sich noch etwas verändern, wenn er sich rechtzeitig genug an seinen Auftrag entsinnt und die Mission, die ihm aufgetragen wurde, erfüllen kann. Es gibt eine Hoffnung… großer Cavhs, laß’ alles gut werden, schenke uns die Zeit, die wir benötigen, um des Rätsels Lösung zu finden! Ich bin nur eine deiner bescheidenen Dienerinnen… nie haben wir um etwas gebeten und waren stets zufrieden mit dem, was war. Es geht um den Fortbestand dieser Welt. Wenn die Götter uns noch gnädig gesinnt sind, sollen sie dieser kleinen Gruppe die Chance geben, die wir brauchen, um weiterbestehen zu können. Erinnere dich, Lavan, erinnere dich schnell! Hoffentlich dauert dein hypnotischer Schlaf nicht so lange, bis Ganthur-Vo…«

Sie brach abrupt ab.

Es waren harte, rauhe Schritte, die sich näherten.

Sie warf den Kopf herum und sah auf dem Hauptweg die bizarren, abstrusen Gestalten. An ihrer Spitze der Skelett-Admiral Ganthur-Vo.

Amanas Herzschlag stockte.

Langsam sank ihr Kopf auf die Brust.

Zu spät! schrien ihre Gedanken. Lavan ist zu spät gekommen. Die letzten Kaythen haben keine Chance mehr, und auch Lavan…

Die Stentorstimme Ganthur-Vo unterbrach ihre Gedankengänge. »Es sieht in der Tat so aus, als sollte ich ganz zum Schluß noch eine besondere Freude und Überraschung erleben. Meine Gönner hatten nicht unrecht, als sie mich wissen ließen, daß die Begegnung mit dem tapferen, dem mutigen Lavan…«, er lachte, und seine Worte klangen spöttisch, »unmittelbar bevorstünde. Die Eile hat gelohnt. Armer, erschöpfter Lavan! Da liegt er nun und bekommt nicht mal meine Ankunft mit. Da macht es einem ja fast keine Freude…« Mit diesen Worten zog er das Kampfschwert aus der Scheide und stand mit einem schnellen Schritt vor dem ahnungslosen Schläfer.

Die Spitze der Waffe fuhr langsam über seinen Hals.

*

Von alledem merkte Lavan nichts. Er schlief und hatte einen merkwürdigen Traum.

Er träumte vom Leben eines Mannes, der sich Björn Hellmark nannte und in einer Stadt an einem See wohnte. Dieser Mann hatte den Dämonen den Kampf angesagt.

Dann hörte er eine Stimme. Es war die seines Fürsten Sodschon’nel, und alles, was er eben noch als Hellmark dachte und wußte, wurde zurückgedrängt, blieb aber seltsamerweise in seiner Erinnerung vorhanden.

›… die Weisen sagten: wo ein großes Heer versagt, kann ein einzelner den Sieg erringen, wenn er mit dem Wissen, das den Kaythen entfallen ist, das Reich der Kaythen aufsucht und der Cavhs-Statue Angesicht zu Angesicht gegenübersteht. Der magische Stein, den Cavhs vor Urzeiten erhielt, hat seine Kraft nie verloren, aber die Aussage, die er ursprünglich erhielt, wurde umgewandelt. Die Kaythen haben dies nie bemerkt. Wesen, die ihnen feindlich gesinnt waren, trieben schwarzmagische Künste und riefen die Geister aus der Tiefe und dem Kosmos, um diese Bastion, die ihnen ein Dorn im Auge war, niederzuwerfen. Da sie inzwischen selbst ähnliche Steine besaßen und für ihre Zwecke nutzbar machten, war ihnen bekanntgeworden, daß man das Gute in das Böse umwandeln konnte, wenn man nur genügend Kraft dafür aufbot. Der geheimnisvolle Stein, den Cavhs einst in der Hand hielt und den er von dem ebenso geheimnisvollen heiligen Vogel erhielt, geriet in die geistige Sphäre der bösen Mächte. Das vergiftete den Geist der Kaythen, die vorbereitet wurden, auszuharren, das Leben, das sie führten, nicht zu verändern. Für die

Kaythen existiere keine Gefahr… das alles erfuhren sie durch Cavhs und den Stein… aber in Wirklichkeit waren es die Gedanken und Wünsche der Dämonen, die ihnen mitgeteilt wurden… ihr eigener Geist machte eine Veränderung durch, ohne daß sie das merkten. Dabei vergaßen sie jenes wichtige Testament, das Cavhs ihnen hinterließ und in dem steht, daß das Geschenk des heiligen Vogels nur tausend mal tausend Jahre Glück und Segen bringen könne, daß dann aber tausend mal tausend Jahre kämen, die ein trügerisches Glück und einen trügerischen Frieden verbreiteten, weil aus der Tiefe des Universums die Urgewalten der Finsternis aufbrächen, um die Welten mit ihrem Geist und ihren Wünschen zu überschwemmen… Da sei es besser, den Stein zu vernichten, und von dort wegzuholen, wo Cavhs ihn eigenhändig deponierte. Diese Aufgabe muß getan werden, ehe es den mächtigen Geistern gelingt, die letzten Kaythen von dort wegzuholen, wo der heilige Boden, den die Füße der Götter einst berührten, ihnen als Heimat diente…‹

Und dann war da noch eine andere Stimme. Aber die sprach nicht zu Lavan, sondern galt offensichtlich Hellmark, dessen Leben er begriff und teilte.

Diese fremde Stimme sagte: ›Es ist das Auge des Schwarzen Manja, Björn! Drei konntest du inzwischen erobern, und du weißt, daß es sieben sein müssen, um den Schlüssel zum Sturz der Reiche der Finsternis in die Hand zu bekommen. Cavhs war ein Großer, den die Götter liebten, und ein Manja, der diesen Teil einer einst göttlichen Welt bewohnte. Er zeigte seine Verehrung und Dankbarkeit, in dem er eines der heiligen Augen einem Auserwählten als Geschenk überließ. Doch dieses Auge ist im Verlauf von tausend mal tausend Jahren mit dem Geist der Finsternis erfüllt worden und gibt mehr den wahren Geist weiter, den er – losgelöst von sechs anderen – sicher in alle Ewigkeit erfüllt hätte. Vernichte das Auge!‹

›Du mußt auf die Statue Cavhs klettern, Lavan!‹ vernahm er aus dem Nichts die ruhige, ernste Stimme seines Fürsten. Die hypnotische Botschaft, die in sein Unterbewußtsein gepflanzt wurde, bahnte sich ihren Weg in die oberen Schichten seiner Erinnerung. ›Wo der Kopf die Wand berührt, gibt es eine Öffnung im Felsenstein. Der Stein dahinter liegt genau auf Augenhöhe der Statue… und dann mußt du Ganthur-Vo daran hindern, die Galeere, die die Kaythen in das Reich des Grauens entführt haben, zu befehligen. Du mußt ihn töten!‹

»Nein, Björn!« schob sich da die andere Stimme in sein träumendes Bewußtsein. Als Hellmark wußte er, daß diese Stimme einem Priester aus dem fernen Lande Xantilon gehörte. Das war Al Nafuur, sein Geistfreund, der in einem Zwischenreich existierte. »Du darfst Ganthur-Vo nicht töten!«

»Warum nicht?« fragte er da im Traum. Seine Lippen zuckten

dabei, und Ganthur-Vo, der den Schläfer beobachtete, registrierte nur ein dumpfes, unverständliches Murmeln.

Lavan stellte die Frage im Traum in seiner Eigenschaft als er geheimnisvolle Fremde Björn Hellmark, der er war.

»Weil Ganthur-Vo Rand Mahay ist – durch das Schicksalsspiel der Götter, das abtrünnige Priester in verbrecherischer Weise an sich brachten, in diese Rolle gedrängt. Wenn du Ganthur-Vo tötest – tötest du Rani Mahay!«

*

›Ganthur-Vo!‹ Drängte sich da wieder der Hypnoseauftrag in seine Erinnerung? ›Ganthur-Vo darf nicht überleben! Er allein kann die Galeere befehligen, niemand sonst. Wenn er überlebt, werden die letzten Kaythen das Schicksal ihrer Artgenossen teilen, und dieses Land, Lavan, wird nie wieder so sein, wie es einmal war. Die Kaythen werden nur zurückfinden, wenn Ganthur-Vo besiegt ist.‹

»Björn! Erwache endlich! Das ist kein Traum. Nur ein Teil davon gehört in den Bereich der Träume. Es ist ein Spiel auf Leben und Tod, in das ihr geraten seid! Erinnere dich an meine Stimme, sie kommt aus der Wirklichkeit zu dir. Ganthur-Vo darf nicht sterben, es genügt, wenn das Auge des Schwarzen Manja zerschmettert wird. Es muß geschehen, während Ganthur-Vo Zeuge wird…!«

Ganthur-Vo muß sterben! lautete der Auftrag seines Fürsten Sodschon'nel. Und an den mußte er sich halten. Schließlich war er Lavan. Was ging ihn das Leben einer Traumfigur an, die er als Björn Hellmark kennengelernt hatte?

»Ganthur-Vo darf nicht sterben!«

»Er muß sterben, Lavan!«

»Du tötest deinen besten Freund, Björn! Es ist ein grausames Spiel, das man mit euch treibt. Und Molochos reibt sich die Hände!«

›Ganthur-Vo hat jene Kräfte gerufen, die unsere Welt an den Abgrund des Verderbens bringen, Lavan! Die Kaythen werden durch seine Befehle zu Dämonen, und damit stärkt er die eigenen Reihen! Er darf den Kampf nicht überleben!‹

»Hüte dich davor, ihn umzubringen! Hüte dich davor!« tauchte die mahnende Stimme Al Nafuurs auf und erfüllte sein Gehirn.

Lavan muß Ganthur-Vo vernichten! Er ist sein Todfeind, hämmerte es in seinem fiebernden Hirn…

»Ganthur-Vo ist ein Scheusal, ja. Aber nur eine Nebenfigur in einem großen Spiel, das die Mächtigen einst begonnen haben. Ihr müßt beide wieder zurückkehren, um eurer Aufgabe, die noch immer auf euch wartet, gerecht zu werden, Björn!«

›Vergiß Ganthur-Vo nicht, Lavan, sonst ist alles umsonst!‹

»Nein. Björn! Vertraue mir! Es geht auch so!«

Der Traum wurde zum Alptraum. Er sah plötzlich geifernde Mäuler vor sich, die ihm zuriefen, was er tun sollte und was nicht und einer wollte die Stimme des anderen übertönen.

Lavan warf den Kopf hin und her.

In seinem Schädel dröhnte und hallte es, daß er es nicht länger ertragen konnte. Sein ganzer Körper verkrampfte sich.

Er sah ein bleiches, knochiges Gesicht vor sich, dem die Haut fehlte. Ein Totenschädel grinste ihn an.

Da merkte er, daß er die Augen bereits offen hielt, daß Traum und Wirklichkeit sich mischten.

Vor ihm stand der Skelett-Admiral.

Ehe Lavan begriff, wie alles zustande gekommen war, wurde er in die Höhe gerissen, noch ehe er dazu imstande war, nach seinem Kampfschwert zu greifen.

Grölendes Gelächter traf seine Ohren.

Außer Ganthur-Vo waren drei, vier weitere Dämonenbegleiter in seiner Nähe, die ihm blitzschnell die Hände auf dem Rücken zusammenbanden.

Ganthur-Vo zog sein Schwert genüßlich vor dem Gesicht des Abenteurers entlang. »Ich habe es mir anders überlegt«, sagte der Skelett-Admiral kalt. »Warum gleich ein Ende machen, wo ich einen Schrecken ohne Ende wählen kann? Schließlich bin ich hier der Herr dieses Landes, Lavan! Wir bringen dich mit den letzten Kaythen auf die Dämoneninsel. Du sollst das werden, was du am meisten fürchtest: ein Dämon! Schafft ihn hinaus!«

Sie versetzten ihm einen Stoß in den Rücken, daß er nach vorn taumelte.

Auf die Kaythen brauchte niemand Gewalt auszuüben, und doch taten die Eindringlinge es. Die kleinen Höhlenbewohner lächelten, als sie nach draußen geschubst wurden. Keiner leistete Widerstand, keiner von ihnen versuchte zu fliehen.

Sie schienen überhaupt nicht zu begreifen, worum es ging.

Was sahen sie, daß sie so glücklich aussahen?

Glaubten sie, Einflüsse Cavhs wahrzunehmen? Waren sie überzeugt davon, etwas für ihn oder mit ihm zu tun?

Er konnte es nur erraten.

Seine Schultern sanken nach vorn. Er erblickte Amana, der man wie ihm die Hände auf den Rücken gebunden hatte. Sie, die dritte Prinzessin dieses Zwergenvolkes, bekam alles mit vollem Bewußtsein mit und erduldete es schweigsam. Sie hetzte die Kaythen, die aus ihren Höhlen kamen, nicht auf. Die hätten sie doch nicht verstanden. Die Kräfte, die hier wirkten, waren nicht durch einfache Worte rückgängig zu machen.

Lavan biß sich auf die Lippen.

Er hatte versagt.

Sein Blick ging hoch zu dem gewaltigen Kopf der Statue. Dort irgendwo hinter dem Schädel Lag verborgen und unerreichbar für ihn der Stein, der unheilige Kräfte ausstrahlte.

Er, Lavan, konnte ihn nicht erreichen. Man stieß ihn aus der Tempelhöhle, hinaus in den Stollen, der zur Bucht führte.

Er war ein Gefangener Ganthur-Vos.

*

Er setzte nur langsam einen Fuß vor den anderen, und seinem verbissenen Gesicht sah man nicht an, was in ihm vorging.

Lavan verfügte nach dem kräftezehrenden Marsch nicht mehr über seine volle Kraft. Aber das, was er mobilisieren konnte, setzte er jetzt ein. Er spannte und löste seine Muskeln wieder und versuchte auf diese Weise die in aller Eile um seine Handgelenke geschlungenen Fesseln zu lockern.

Er lief absichtlich sehr langsam, ließ sich immer wieder antreiben und schubsen, stürzte und raffte sich wieder auf. Das alles aus Absicht. Er mußte Zeit gewinnen.

»Na, der tapfere Lavan benimmt sich wie ein Schwächling«, wurde er verhöhnt. »Ist ihm derart der Schreck in die Glieder gefahren?«

»Wahrscheinlich sind alle Geschichten, die man sich über ihn erzählt, eben nur Geschichten«, spottete Ganthur-Vo. »In die Welt gesetzt, damit wir uns vor ihm fürchten sollen!«

Sie lachten.

Lavan biß die Zähne zusammen. Schon waren sie am Ende des Höhlenganges. Viel zu früh. Die Zeit verrann ihm zwischen den Fingern.

Der Abenteurer des Fürsten Sodschon'nel spürte, daß die Fesseln sich lockerten. Er dehnte und streckte weiter, aber es ging nicht so schnell, wie er es gern gehabt hätte. Schon tauchten sie am Wasserfall auf und gingen darunter hindurch. Sein Hemd, noch nicht trocken vom ersten Durchgang, war im Nu wieder völlig durchnäßt.

Von hier oben hatte er einen Blick über die Steilküste und die Bucht. Ein Pfad schlängelte sich gewunden in die Tiefe. Der Zug der Kaythen und der Dämonen, die sich Ganthur-Vo angeschlossen hatten, bewegte sich nach unten.

Die Utang-Zuur schaukelte auf dem Wasser.

Es gelang Lavan nicht, die Fesseln zu sprengen, aber es reichte ihm schon eine Lockerung, so daß er eine Hand aus der Schlaufe ziehen konnte.

Und ehe für ihn der Abstieg begann, gelang es ihm, seine Hand

freizubekommen. Er machte sich nicht die Mühe, die verknotete Fessel an seiner Rechten noch abzuschütteln.

Er handelte, ohne lange zu überlegen. Dem grüngeschuppten Dämon mit den Fischaugen, der ihn seitlich flankierte, versetzte er einen Stoß, daß der Angegriffene das Gleichgewicht verlor und mit Gebrüll in die Tiefe stürzte. Er überschlug sich mehrfach, riß Felsgestein und Geröll mit sich und blieb dreihundert Meter tiefer mit zerschmettertem Schädel auf einem Felsvorsprung liegen.

Noch ehe sich die anderen, die ihn umgaben, gefaßt hatten, wirbelte er wie ein Dreschflegel durch ihre Reihen.

Er boxte und trat, benutzte seine Ellbogen und schlug hin, wo immer er treffen konnte. Zwei weitere Dämonen verschwanden kreischend in die Tiefe. Die Kaythen selbst waren von all dem ungerührt. Sie setzten wie in Trance ihren Weg in die Tiefe fort, als gelte es, so schnell wie möglich die Utang-Zuur zu erreichen, wo Heil und Glückseligkeit sie erwarteten.

Lavan kämpfte sich durch die Reihen, ehe sie sich formiert hatten. Er hatte das Überraschungsmoment auf seiner Seite, und das nutzte er weidlich aus. Er lief auf den Wasserfall zu, noch ehe Ganthur-Vo sein Schwert schwingen konnte. Lavan tauchte ein in den Tunnel und jagte den Weg zurück, den er gekommen war. Der Lärm hinter ihm zeigte, daß Ganthur-Vo und einige seiner gräßlichen Begleiter die Verfolgung aufgenommen hatten.

Lavan holte das Letzte aus seinem ausgemergelten Körper heraus. Nur ein Ziel hatte er vor Augen: die Statue zu erklimmen und dort oben den Stein aus dem Versteck zu holen.

Er torkelte mehr, als er lief, erreichte die Tempelhöhle und stürzte auf die Statue zu. Er begann mit dem Aufstieg. Das Gestein, aus dem die Höhle bestand, war rissig, porös und uralt. Er hatte ausreichend Möglichkeiten, mit Händen und Füßen Halt zu suchen und kam verhältnismäßig schnell nach oben. Er erreichte den Brustkorb der Cavhs-Statue, als Ganthur-Vo und vier weitere Dämonen in der Tempelhöhle ankamen.

Drohend schwang der Skelett-Admiral sein Schwert.

»Komm ’runter!« brüllte er, und seine Stimme klang so hohl, als würde man tausend morsche Knochen gleichzeitig anschlagen und wie ein Xylophon benutzen.

»Ich denke nicht daran«, lachte Lavan. Die Sache machte ihm plötzlich Spaß. Es schien, als sollte das Ganze doch noch einen guten Ausgang nehmen.

»Dann muß ich dich holen!«

»Ich warte darauf, Ganthur-Vo! Es wird mir ein Vergnügen sein, dich hier oben zu empfangen. Aber bedenke eins: ich lasse mich nicht so leicht fangen, und es könnte passieren, daß du bei dem Versuch,

mich zu greifen, das Gleichgewicht verlierst. Das wäre schlimm! Wenn du dort unten aufschlägst, ist's um dich geschehen, und deine Freunde können deine klapprigen Knochen auflesen.«

Er lachte und stieg weiter nach oben.

Ganthur-Vo fletschte die Zähne. Er dachte nicht daran, ebenfalls die riesige Statue zu erklimmen. Wütend schlug er mit seinem Schwert gegen das stämmige, steinerne Bein der Cavhs-Statue, so daß große Brocken herausflogen.

»Das Vergnügen liegt ganz bei mir!« grölte er nach oben, wo Lavan den Versuch unternahm, sich an den steinernen Lippen hochzuziehen. »Das Gestein ist morsch. Wenn das Bürschchen ins Schwanken gerät, dann vergeht dir das Lachen, Lavan!«

Der Abenteurer blickte nach unten. Er sah, wie ein anderer Dämon in die Nische eilte, in der er vorhin im hypnotischen Schlaf gelegen hatte und wo sich jetzt noch sein Kampfschwert befand. Auch mit diesem Schwert hackte der Tiergesichtige auf die Statue ein, und große Brocken lösten sich. Wenn sie dem Stein Cavhs die Beine wegschlugen, ehe er den Stein aus dem Versteck holen konnte, dann allerdings wurde seine Lage kritisch.

*

May Jefferson glaubte, von den Fußzehen her abzusterben. Klirrende Kälte breitete sich in ihrem Körper aus, und namenloses Grauen packte sie.

Ihr Denken setzte aus. Sie wußte später nicht mehr zu sagen, wie alles gekommen war.

Es gelang ihr, sich loszureißen und schreiend die Treppe hochzurennen. Sie stürzte durch das Haus, lief hinaus in den Garten und zum Eingang zur Straße. Und sie schrie immer noch.

Dyan Santville, der sich gerade dem Fahrzeug näherte und sich wunderte, daß er seinen Assistenten nirgends sah, wurde auf die schreiende, aufgeregte Misses Jefferson aufmerksam. Sie lief direkt auf ihn zu, als sie ihn erkannte. Es sprudelte nur so aus ihrem Mund.

Santville konnte sich aus dem, was er zu hören bekam, keinen Reim machen. Er begriff nur soviel: im Haus mußte etwas Schreckliches passiert sein. Und Judge war mit hineingezogen worden in die Ereignisse.

»Hier, nehmen Sie!« Mit diesen Worten drückte er der Anwaltswitwe die Pappbecher mit dem dampfenden Kaffee und die Tüte mit den frischen Sandwiches in die Hand und spurtete los, auf die weit offen stehende Haustür zu.

Er verschwand im Haus, und May Jefferson bewegte sich wie eine Marionette hinter ihm her. Mit zitternden Lippen, bleichem Gesicht

und einem abwesenden Ausdruck in den matten Augen folgte sie dem Captain der San Franciscoer Mordkommission.

*

Er stellte seinen rechten Fuß in das Ohr der gewaltigen Statue und zog sich dann weiter nach oben. Cavhs mächtige Augenbrauen waren wie ein breiter Sims, auf denen er bequem stehen konnte.

Lavan beeilte sich, auf den Schädel zu kriechen.

Ganthur-Vo und einer seiner Vertrauten hackten wie die Besessenen auf die Beine der Statue, und es war erstaunlich, was sie in der kurzen Zeit bereits geleistet hatten.

Das morsche Gestein brach in gewaltigen Stücken heraus, und der kalte Schweiß perlte auf Lavans Stirn, als er das Krachen und Bersten hörte, das durch den Statuenkörper lief.

Gewichte verlagerten sich, und es zeigten sich im ganzen Körper Risse und Sprünge, die sich bedrohlich schnell erweiterten.

Ganthur-Vo und seine Schrecklichen triumphierten, und der Erfolg stachelte sie zu noch größeren Anstrengungen an.

Ein Ruck ging durch den steinernen Koloß. Es krachte im Leib der Statue, als wolle sie in tausend Stücke zerspringen.

Der Körper senkte sich, als ein Bein in sich zusammensackte.

Donnerndes Krachen und Bersten…

Lavan rutschte einen Meter weiter nach unten, krallte seine Fingernägel in das poröse Gestein und glaubte schon, mit dem Koloß in die Tiefe zu stürzen.

Aber das Gestein hatte sich nur abgesetzt. Ein wenig schräg, auf die Seite gebeugt, lehnte Cavhs Statue gegen die Wand.

Lavan kroch über den Schädel. Die Zeit verrann. In der nächsten Minute konnte alles vorüber sein, wenn die Dämonen ihr Werk fortsetzten…

Und sie setzten es fort!

Da gelang es dem Abenteurer, über den Schädel zu kriechen. Auf Anhieb fand er die kopfgroße Öffnung in der Felswand.

Das mußte das Versteck sein.

Lavans Atem flog, sein Herz pochte wie rasend.

Er beugte sich nach vorn, stützte sich mit beiden Füßen in einem sich verbreiternden Riß in Cavhs Schädel ab und streckte die Hand aus. Bange Sekunden verstrichen, als er merkte, daß durch die verrutschte Statue die Öffnung sich verschmälert hatte und es ihm Mühe bereitete, seine Hand hineinzubringen.

Nach zweimaligem Versuch endlich schaffte er es. Und dann fühlte er auch schon das faustgroße Etwas. Er umschloß es und zog es nach vorn.

Die Statue durchlief ein Zittern. Aber sie hielt!

Der Kopf rutschte ein wenig weiter nach links, und das brachte es mit sich, daß seine Hand in dem Loch in der Felswand festsaß.

Lavan keuchte, riß seine Hand zurück und saß fest. Verzweifelt drehte und wand er sie, und da geschah etwas, das er erst viel später begreifen sollte. Cavhs Kopf ruckte nach rechts was allen Naturgesetzen widersprach denn das bedeutete: die Statue sackte nicht weiter ab, sondern richtete sich ein wenig auf, um ihm die Möglichkeit zu geben, die Hand aus dem Felsenloch herauszuziehen.

Er hielt den Stein in der Hand und öffnete sie.

Dabei dachte er an das Auge des Schwarzen Manja, und schüttelte sich. Wie kam er jetzt darauf? Das waren doch Gedanken aus seinem Traum, in dem er ein gewisser Björn Hellmark gewesen war? Er aber war – Lavan, der Abenteurer.

Das erbeutete Objekt, das Cavhs einst von dem Göttlichen Vogel erhielt, lag in seiner Handfläche und füllte sie fast aus.

Es hatte die Form eines Eies, war aber unregelmäßig.

Irgendwie, so glaubte er sich zu erinnern, hatte er mal gehört daß dieser Stein rot wie ein Rubin sein sollte. Aber das waren ja schon wieder Hellmarks Gedanken aus dem Traum.

Dieser Stein hier war schwarz wie die Schwarze Magie!

*

Lavan wurde aus seinen Gedanken gerissen, als ein peitschenähnlicher Knall die Höhle erschütterte. Der Spalt, der quer über Cavhs Körper lief, verbreiterte sich. Zahllose Risse bildeten sich. Lavan wankte. Er klammerte sich an den Augenbrauen der Statue fest.

›Du mußt den Stein vernichten!‹

Zwei Stimmen waren es, die gleichzeitig riefen. Die eine kannte er. Es war die von Sodschon'nel, seinem Fürsten. Die andere glaubte er zu kennen. Ein gewisser Al Nafuur, der in seinem Traum mit Hellmark eine Rolle spielte…

Er hob die Hand mit dem schwarzen Stein, um ihn in die Tiefe zu schleudern, als etwas Merkwürdiges geschah.

Pferdegetrappel!

Im Galopp jagte ein Reiter durch den Stollen und kam in der großen Tempelhöhle an. Der Mann war schwarz von Kopf bis Fuß.

Der Schwarze Ritter, zuckte es durch Lavans Hirn. Ein weiterer Todfeind, der unverhofft wie ein Geist auftauchte, von dem niemand wußte, woher er kam und wo er sich aufhielt. Der Schwarze Ritter war eine unberechenbare Figur, und Sodschon'nel vermutete einen seiner höchsten Würdenträger unter der schwarzen Metallmaske. Es bestand der Verdacht, daß der Abtrünnige weiterhin am Fürstenhof

verkehrte und gemeinsame Sache mit Ganthur-Vo und den Dämonen machte. Nur so war es auch erklärbar, daß die andere Seite ständig über die neueste Entwicklung und die Verteidigungspläne des Fürsten unterrichtet war. Und es war sicher auch kein Zufall, daß man Lavans Ankunft hier nicht erraten hatte. Der Schwarze Ritter steckte dahinter! Und jetzt tauchte er auf, um die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, um die letzte Chance für die Kaythen zu vernichten.

Der rechte Arm des Schwarzen Ritters schwang das Kriegsbeil.

Für Sekundenbruchteile setzte Lavans Herzschlag aus. Die Kraft und Treffsicherheit des Maskierten war berüchtigt. Er hatte mit seinem Beil noch nie ein Ziel verfehlt. Der Maskierte visierte den Abenteurer an und schwang seinen Arm.

Lavan wußte, daß dies sein Ende bedeuten konnte. Wie ein Stein würde das Kampfbeil durch die Luft sausen, und es gab keinen Grund, weshalb es sein Ziel verfehlen sollte. Und dieses Ziel war er!

Wenn er starb, dann war alles umsonst. Aber bevor der Schwarze Ritter seinen Tod herbeiführte, wollte er tun, weshalb er hierhergekommen war.

Er schleuderte den schwarzen Stein in die Tiefe, noch ehe der Ritter sein Beil wegschleuderte.

Lavan wankte. Im gleichen Augenblick ging es Schlag auf Schlag.

Die Statue verlor ihr zweites Bein. Ein ungeheurer Ruck ging durch den steinernen Koloß, und ein Brechen und Bersten lief durch die Felswände.

Der Koloß verlagerte sein Gewicht nach vorn. Verzweifelt krallte Lavan sich an die steinernen Augenbrauen, die unter seinen Fingern abbröckelten.

Der magische Stein, den er davongeschleudert hatte, traf den Boden.

Da ging es Schlag auf Schlag.

Der schwarze Kristall zersplitterte in tausend Stücke. Wie ein Feuerwerk sprühten Lichtfontänen und flammende Punkte durch die Luft. Es gab kein Oben und kein Unten mehr.

Die Tempelhöhle öffnete sich wie das Maul eines Ungetüms. Brüllen und Tosen und Schreie. Wie ein Blatt wurde Lavan durch die Luft gewirbelt. Er sah noch, wie das Pferd des Schwarzen Ritters steil auf die Hinterfüße stieg, wild und schrill wieherte, wie der Ritter sich in den Zügeln festkrallte. Dann stürzte die kolossale Statue Cavhs mit ohrenbetäubendem Lärm auf ihn.

Die Dämonen versanken, in wallenden Nebel, der aus der Tiefe der Erde hervorbrach. Ganthur-Vo wurde wie von einer Riesenfaust gepackt und sein Körper war umhüllt von gierigen Flammenzungen, die aus dem zerstörten Kristall hervorleckten.

Lavan überschlug sich mehrmals und versuchte verzweifelt,

irgendwo einen Halt zu finden.

Aber da war nichts, wonach er hätte greifen können.

Ein Sog hatte ihn gepackt und schien ihn geradewegs in das Weltall zu ziehen.

Ein urwelthaftes Rauschen und Tosen umhüllte ihn, und das Feuerwerk, das aus dem zersplitternden Stein hervorbrach, nahm gigantische Formen an.

Aus den Funken und Feuerfontänen wurden kalt glitzernde Weltenkörper, andere, die von einem Feuerring umgeben waren, andere, die wie Sonnen ihr Licht gleißend und mächtig zerstrahlten.

Er befand sich für Bruchteile von Sekunden als winziges Staubkorn inmitten eines brüllenden, aus dem Chaos entstehenden Universums. Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit passierte er es, und auf seiner Reise durch den Kosmos nahm er zwei riesenhafte Weltenkörper wahr, die direkt über ihm erstrahlten.

Und dann erkannte er es.

Es waren keine Planeten.

Es waren – Gesichter! Riesige Gesichter, in denen es Mund, Augen und Nase gab! Kluge, allwissende Augen sahen ihn an, in denen er zahllose Welten erblickte. Hinter den hohen Stirnen der fremden Gesichter arbeitete es. In dem einen Gesicht bewegten sich die Lippen, als wollten sie ihm etwas mitteilen. Aber das hörte er schon nicht mehr.

Ein Blitz spaltete sein Bewußtsein.

Lavan begriff noch: das waren die Götter, die Gesichter der Spieler, die die Figuren des Schicksals bewegten, ehe abtrünnige Priester sich des Spiels bemächtigten und eine Situation herbeiführten, die das Schicksal von Grund auf geändert hatten.

Dann breitete sich schlagartig eine unnatürliche und unheimliche Stille um ihn herum aus.

Er lag auf dem Boden. Die rasende Bewegung hatte ein Ende gefunden.

Er sah den schwach leuchtenden Boden, erkannte die karoartigen Spielfelder und richtete sich langsam auf, als er die Bewegung und den Schatten neben sich erblickte.

»Rani!« murmelte er.

Björn Hellmark und der Inder blickten sich an und dann um. Sie befanden sich mitten in der großen Halle des geheimnisvollen Burgturms, den sie betreten hatten.

Die Spielfiguren in Schwarz und Rot, die Reiter und Krieger, die Nymphen und Außenseiter, die Magier und die riesige Galeere waren verschwunden.

Der Inder starrte Björn Hellmark wie einen Geist an und wischte sich über die Augen.

»Ich muß geträumt haben, verdammt noch mal, Björn. Ein verrückter Traum! Ich war ein Knochen-Admiral und habe ein Schiff befehligt, das fliegen konnte, das durch die geistige Kraft eines Volkes…«

Er winkte ab.

»Ich hatte den gleichen Traum, Rani«, murmelte Björn benommen, während er sich vollends erhob. »Aber es war kein Traum. Es war eine andere Art von Wirklichkeit. Figuren in einem Spiel. Hier muß es geistige Kräfte geben, denen wir beide zum Opfer gefallen sind, die uns betäubt haben und…«

»Geistige Kräfte – ja. Aber kein Traumgeschehen, sondern Wirklichkeit, Freunde«, sagte da eine sanfte Stimme hinter ihnen, und sie wirbelten wie auf Kommando herum. Von einer Säule löste sich eine Gestalt. Eine junge, schöne Frau. Die Ähnlichkeit mit einer guten Bekannten fiel Björn sofort auf.

»Amana?« fragte er leise.

*

»Ja. Ich bin Amana. Und das ist mein Volk.« Sie hob kaum merklich ihre grazile rechte Hand, und im weiten Rund der Halle tauchten hinter den Säulen und aus den Nischen Gestalten auf. Keine war größer als einssechzig, und sie alle waren gekleidet in silbern und goldfarben schimmernde Gewänder. Die Schultern waren durch fransenähnliche Aufsätze gepolstert, so daß sie breiter und höher erschienen.

»Die Kaythen?« Und wieder waren es beide, die gleichzeitig sprachen, die gleichzeitig denselben Gedanken entwickelten.

Also doch kein Traum?! Oder: der Traum ging weiter, auf andere Weise.

Amana lächelte und fuhr fort: »Ich weiß, was in euch vorgeht. Ich bin euch eine Erklärung schuldig. Viele Erklärungen, wie mir scheint. Zunächst aber nehmt meinen Dank entgegen, vor allen Dingen du, Lavan, der du einige Zeit gewesen bist. Ich kenne deinen richtigen Namen. Uns Kaythen bleibt nichts verborgen. Alles, was jetzt in deinen Gedanken vorgeht, wird uns bewußt. Wir kennen deine Sorgen und deine Fragen. Dies ist die Dämoneninsel, die den Mittelpunkt des Reiches bilden sollte, das ihr Pandämonium nennt. Die Kaythen waren durch Verrat und Irreführung am Ende. Nur Lavan, der Abenteurer, konnte Hilfe bringen. Er brachte Hilfe und vernichtete den Kristall – und damit leitete er die nächsten tausend mal tausend Jahre ein, die uns geweissagt wurden. Das mußte geschehen, bevor die letzten Kaythen auf die Dämoneninsel verschleppt wurden. Als der Kristall zersprang, wurde der vergewaltigte Geist meines Volkes auf der

Dämoneninsel befreit. Die Burg der Dämonen wurde zur Burg des freien Geistes der Kaythen. Die Mächte, die uns vernichten wollten, wurden durch Cavhs Faust zermalmt. Das Spiel des Schicksals, das von den Göttern, die wir nicht kennen, begonnen und von abtrünnigen Priestern, die wir ebenfalls nicht kennen, fortgesetzt wurde, ist erneut in Gang gekommen. Die Figuren, die das Kaythen-Reich symbolisierten, sind verschwunden, die Partie, die um unsere Welt gespielt wurde, ist beendet. Die Insel und die Burg ist mit neuem Leben erfüllt. Ein Teil des Pandämoniums ist kein Pandämonium mehr! Inmitten einer Welt des Grauens existiert eine Insel der Zuflucht und der Sicherheit…«

Amana gab ihnen einen Wink, und sie folgten ihr zu einer großen Treppe, die sich im die Höhe wand. Von der obersten Turmkammer aus hatten sie einen vortrefflichen Blick über die Landschaft.

Björn und Rani glaubten noch immer zu träumen, und Hellmark zwickte sich in den Arm, um zu begreifen, daß er wirklich wach war.

Er spürte den Schmerz.

Wo sie vorhin – oder lag das schon Tage, Wochen oder gar Monate zurück – noch durch eine lebensfeindliche Sumpflandschaft gewandert waren, breitete sich spiegelglatt, die Fläche eines Meeres aus, über dem sich ein seidiger, blauer Himmel spannte. Die Burg lag unter hellem Sonnenlicht, und die Insel, auf der sie stand, war durchzogen von breiten Pfaden und Wegen, die durch blühende Gärten und Parks führten. Sanft rollten die Wellen an den weißen Strand. Rein und würzig schmeckte die Luft, die sie atmeten.

»Ein Teil des Pandämoniums?« Björn konnte es kaum fassen, aber die Bilder sprachen für sich.

Er lauschte der Stimme Amanas, die ihnen mehr erklärte, so daß ihre Fragen Beantwortung fanden.

Das Spiel des Schicksals war für diesen Teil der Welt abgeschlossen.

»Wo sind die Figuren geblieben, die wir gesehen haben, als wir die Halle betraten?« wollte Björn wissen.

»Vielleicht haben die Götter sie zurückgeholt – oder die Priester. Wir wissen es nicht.«

Hellmark mußte an die beiden titanenhaften Gesichter denken, die er wahrnahm, als der Übergang aus Lavans Welt in das Pandämonium erfolgte. Waren es die Götter – oder die Priester gewesen?

Eine Antwort darauf wußte niemand.

Und noch mehr beschäftigte ihn und zeigte ihm, wie zerbrechlich Zufall und Schicksal sein konnten. Was wäre passiert, wäre er statt Lavan ein anderer gewesen?

»Wir können es nur erraten«, sagte Amana. »Die Figuren des Schicksals sind in diesem Fall für uns auf eine günstige Position

geschoben worden. Im anderen Fall wären die Kaythen Dämonen geblieben, und die göttlichen Kräfte, die einst die gesamte Welt hier beeinflußten, wären niemals wieder freigesetzt worden. Du hast als Lavan die Oberhand gewonnen, du hast Ganthur-Vo keine Chance mehr gelassen. Das war euer – und unser Glück. Wir wollen nicht darüber nachdenken, was sein könnte, wärt ihr – zufällig – in andere Hollen geschlüpft.«

Björn hörte das und mußte dabei unwillkürlich noch an etwas anderes denken.

Außer dem Schicksal, den Göttern und den abtrünnigen Priestern hatte noch jemand eingegriffen: Al Nafuur, sein großer, unsichtbarer Freund.

Ohne seine Hilfe wäre das alles ganz anders ausgegangen.

Er mußte an die Mitteilung denken, die er im Schlaf erhielt, als er überzeugt davon war, eine Person namens Hellmark nur zu träumen. Er mußte daran denken, daß der Kopf der Cavhs-Statue allen Gesetzen zum Trotz in die entgegengesetzte Richtung rutschte, damit sein Arm frei wurde und er das Auge des Schwarzen Manja aus dem Versteck holen konnte.

Sie begriffen immer mehr. Sie hatten die Kaythen aus einer Art geistiger Gefangenschaft zurückgeholt und eine neue Zeit brach hier an, von der noch niemand zu sagen wußte, was sie alles brachte.

Sicher aber war eines: durch Lavan-Hellmarks Eingreifen – war Molochos und seinen Schergen etwas genommen worden. Würden sie das einfach so dahinnehmen?

Björn und Rani, die die Dämonen kannten, bezweifelten das.

Sie hatten eine Schlacht gewonnen, aber noch keinen Krieg.

Hier auf der Insel hatten sie alles, was sie zum Leben brauchten. Das war schon etwas. Die größte Sorge aber konnte ihnen auch Amana nicht abnehmen. Es gab keine Möglichkeit, diese jenseitige Parallelweit zu verlassen.

»Unsere Besten werden sich mit diesem Problem befassen«, tröstete Amana sie. »Solange seid ihr Gast in dieser Burg, auf dieser Insel. Ich bin sicher, daß sich eine Möglichkeit finden wird. Aber wann – das kann ich euch nicht sagen.«

*

May Jefferson stellte die Pappbecher und die Sandwiches auf den Küchentisch und näherten sich dann wie von einem Magnet angezogen der Kellertreppe.

Von hier oben aus sah sie Dyan Santville, der an der Tür lehnte und bleich und erschreckt auf den toten Judge starrte. Er machte einen Schritt hinein in den unheimlichen Kellerraum. Wie eine

Marionette kam May Jefferson nach unten.

Die Anwaltswitwe näherte sich wie betäubt der Tür und atmete tief durch. Sie wollte etwas sagen, von dem schwarzgekleideten Fremden, der Judge ermordete, aber ihre Stimme versagte ihr den Dienst.

Langsam drehte sie den Kopf und blickte um den Türpfosten.

Sie war erfüllt von Angst und Neugier und einem Gefühl stumpf er Gleichgültigkeit, so daß sie fürchtete, den Verstand zu verlieren.

Da tauchte ein Schatten vor ihr auf.

May schrie.

Dyan Santville stand vor ihr. Auch er, weiß wie eine Kalkwand.

»Kommen Sie, Misses Jefferson, das ist nichts für Sie…«

»Was… ist… passiert?« stotterte sie. »Was ist mit Ed Gilmore? Wo ist der schwarze – Mann?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Aber er war da. Ich habe… ihn beobachtet… wie er Ihrem… Assistenten das Beil… in die Brust schlug…!« Sie schluchzte.

Er brachte sie nach oben, rief einen Arzt an, telefonierte mit seiner Dienststelle und berichtete vom Tod seines Assistenten Judge und Ed Gilmores.

»Eine komische Geschichte«, berichtete er, und May Jefferson nahm seine Stimme wie durch eine Wattewand wahr. »Das gleiche wie bei dem Anwalt… sie sind beide kohlschwarz… und man hat sie totgeschlagen… mit einem Beil. Gilmore lag unter einem Spielbrett, das so groß wie eine Tischtennisplatte ist, Bill… gleiche Verletzung sie bei Judge. Das Merkwürdige: niemand ist offenbar im Haus, niemand ist mit Gewalt eingedrungen. Wir hätten da etwas sehen müssen, wir haben die ganze Nacht auf der Lauer gelegen. Neben Gilmore habe ich eine Tonfigur gefunden, die er offenbar in einem Wutanfall zerschlagen hat. Der Raum ist übersät mit Papieren und Akten. Wir werden das alles sichten. Schick' mir noch ein paar Leute her, Bill! Ach ja, und da ist noch etwas, was ich nie begreifen werde.« Er öffnete seine Hand. Eine schwarze Spielfigur lag zerbrochen in seiner Rechten. Es war die Figur des Schwarzen Ritters. Das Pferd war in drei Teile zerbrochen, von dem Ritter fehlten ein Arm, ein Bein, und die Brust war zersplittert. Die Figur trug ein Kampfbeil.

Santville schilderte die Spielfigur. »Stell' dir vor, Bill…! Die rasiermessserscharfe Schneide des Beils ist blutbesudelt, dabei kann ich mir nicht vorstellen, daß einer von den beiden – ob Judge oder Ed Gilmore – noch in der Lage dazu waren, die Figur anzurühren. Wie kommt das Blut an das Beil…?«

ENDE